

Herry Rhodan
PLANETEN ROMANE

DIE PARA-SKLAVEN

Auf dem Planeten Isan
versagen die Kräfte der
Mutanten – auf dem
Schlachtfeld des Atomkrieges
ist gespenstisches
Leben entstanden. –

Ein utopischer
Roman von
H. G. EWERS



PABEL ③

DIE PARA-SKLAVEN

H. G. Ewers
Planetenroman
1979

„Ihn schauderte, als er daran dachte, welches Schicksal die Gefangenen erwartete. Die Dorfleute würden sie in ihrem grausamen Ritus den Moogani-Pflanzen opfern, damit die Hecken um die Dörfer den begehrten Blütensaft spenden konnten. Es war ihm nie klargeworden, warum man sie, die man die 'Immunen' nannte, unerbittlich jagte.“

Geheimnisvolle Wesen mit Parakräften scheinen den Planeten Isan zu beherrschen. Wer ihnen gefährlich wird, den schicken sie in den Tod.

Auch die Landungskommandos des von Reginald Bull befehligten Schiffes gehen in die Falle von Isan.

Die Mutanten sind machtlos, nur Thervanog, der Immune, der das Erbe seiner Vorfahren entdeckt, sieht eine Möglichkeit, seinem Volk und den Fremden, die von den Sternen kommen, zu helfen...

1.

Vorsichtig reckte Thervanog den nackten, braungebrannten Oberkörper über die hüfthohen Graswedel und spähte in die dürre Steppe.

Die Hand mit dem Knochenspeer zuckte unwillkürlich nach oben, als er dicht vor sich die blauschwarz bepelzten Ohren eines Hituh über die Wedel ragen sah. Hituhfleisch war die begehrteste Jagdbeute aller Isaner, und obwohl Thervanog in gewisser Beziehung anders war als seine Rassegefährten, verspürte auch er bei diesem verlockenden Anblick großen Appetit, zumal er seit Tagen nichts Vernünftiges in den Magen bekommen hatte. Aber er bezwang sich und senkte den Speer.

Der Todesschrei des getroffenen Hituh konnte weithin gehört werden und ihn verraten - und das wäre gleichbedeutend mit neuer Flucht und vielleicht sogar mit dem Tode gewesen.

Thervanog war längst über den Punkt hinaus, wo er tagtäglich fast nur über die Ungerechtigkeit des Schicksals nachgedacht hatte, des Schicksals, das ihn zu einem ewig Gehetzten stempelte.

Die ihn hetzten, waren Isaner wie er, aber Thervanog hätte nicht sagen können, warum das so war. Er wußte, daß man ihn und noch einige andere die „Immunen“ nannte. Doch nie hatte er sich unter jenem Wort etwas vorstellen können. Es schien den Dorfleuten Entsetzen einzuflößen und gleichzeitig die Zähigkeit, die notwendig war, um jemanden weit über den Horizont hinaus zu verfolgen.

Ungeduldig beobachtete Thervanog die aufrecht stehenden, von Zeit zu Zeit zuckenden Ohren des Hituh. Er brachte es nicht fertig, ein jagdbares Tier einfach zu verscheuchen und sich damit jeder Möglichkeit zu berauben, es erlegen zu können. Er wagte den Hituh aber auch nicht zu töten.

Heiß brannte ihm das blaue Auge des kleinen Dämonen in den Nacken.

Seit drei Blauzeiten befand er sich auf der Flucht. Eine Blauzeit war die Spanne, in welcher das blaue Auge des kleinen Dämonen einmal von Horizont zu Horizont kroch, mit seiner Hitze die Graswedel erschlaffen ließ und den Boden ausdörnte. Wenn Blauauge verschwand, tauchte das Glutauge des roten Dämons die Steppe in blutigen Schein. Zur Rotzeit war es gewesen, als Thervanog von seinen Gefährten getrennt wurde. Nun war er allein.

Thervanog wußte nicht, was aus seinen drei Gefährten geworden war. Sie hatten sich zerstreut, um die Jäger irrezuführen. Aber nach Thervanogs Ansicht mußten sie mindestens einen von ihnen ergriffen haben. Das Triumphgeschrei verfolgte ihn noch lange, nachdem er die Verfolger längst abgeschüttelt hatte.

Er zuckte zusammen, als von vorn ein raschelndes Geräusch und das Tappen schneller Schritte kam.

Doch seine Angst war unbegründet gewesen. Erleichtert und zugleich enttäuscht schaute er dem davonhoppelnden Hituh nach. Immerhin war nun der Weg frei.

Thervanog hatte kein bestimmtes Ziel. Nur die Angst und der Hunger trieben ihn vorwärts. Im Laufe der Zeit aber hatte sich bei ihm ein Instinkt ausgebildet, der ihn die Nähe eines Jägerdorfes ahnen und meiden ließ. Nur wenn dieser Instinkt schwieg, wagte er es, eine Beute zu jagen. Ansonsten lebte er von schwammigen, handtellergroßen Pilzen und selteneren Taikibeeren.

Dieser Instinkt war es auch gewesen, der ihn die Beute und damit das köstliche Hituhfleisch hatte verschmähen lassen. Irgendwo in der Nähe mußte sich ein Jägerdorf befinden. Thervanog durfte von nun an nicht eher wieder ruhen, bis er mindestens eine Blauzeit zwischen sich und die Dorfleute gebracht hatte.

Er setzte sich in einen leichten, schlenkernden Trab. Monoton klatschten die nackten

Fußsohlen auf den harten Boden, der Schurz aus Hituhfell streifte den grauen Staub von den Graswedeln, und bald glänzte der Schweiß auf Thervanogs Rücken, denn „Blauauge“ strahlte heiß vom Zenit.

Von Zeit zu Zeit verhielt Thervanog. Dann erstarrte er zu einer Säule. Nur der Kopf drehte sich hin und her, und die Augen spähten wachsam in die Umgebung. Kein Jäger hätte sich ungesehen nähern können.

Aber der Jäger, der Thervanog seit kurzem beobachtete, steckte im tarnenden Lanzettlaub eines Chirribaumes. Er unterschied sich fast nicht von dem Immunen, nur war er ein wenig kleiner und nicht so muskulös.

Feige jedoch war er nicht.

Als Thervanog dicht an dem Baum vorübertrabte, beugte der Jäger sich ein wenig vor. Nun ragte der Oberkörper aus dem Laub, und der Arm konnte die Gulluh schwingen. Die geglättete Steinkugel pffte an ihrem aus Sehnen geflochtenen Band über des Jägers Haupt, löste sich dann aus der braunen Faust und zischte auf gestreckter Bahn dem Gejagten nach.

Thervanog reagierte mit der Schnelligkeit eines wilden Tieres, als er das unheilverkündende Geräusch hörte. Mit gewaltigem Satz schnellte er nach vorn, die Arme von sich gestreckt und bereit, nach einem Überschlag sofort weiterzulaufen.

Aber der Flug der Gulluh war zu gut berechnet gewesen.

Thervanog spürte einen dumpfen Schlag an der Hüfte. Er wurde herumgeschleudert und stürzte. Als er sich hastig aufrichten wollte, sank er stöhnend wieder zurück. Sein linkes Bein war wie gelähmt, und am Hüftgelenk biß der Schmerz.

Thervanogs Hände tasteten nach dem verlorenen Speer, aber sie fanden ihn nicht. Zornig und angstvoll knirschte er mit den Zähnen. Wenn er nicht sofort davonlief, war er verloren, denn das Triumphgeschrei des Jägers würde die Dorfleute rasch herbeirufen.

Ein Schatten fiel auf den Boden vor ihm.

Thervanog blickte hoch und entdeckte den Jäger, der mit haßerfülltem Gesicht auf ihn herabsah. In der Rechten hielt er einen fast ellenlangen, giftigen Dorn der Moogani-Pflanze.

Thervanog wußte, daß er verloren war. Aber kampfflos sollten die Dorfleute ihn nicht bekommen. Er hatte Grausiges über das gehört, was mit gefangenen Immunen angestellt wurde.

Er schnellte mit dem Oberkörper nach vorn. Es gelang ihm, den Jäger an den Fußgelenken zu packen und sich gleichzeitig auf die Seite zu wälzen, um den wütenden Hieben zu entgehen. Er schrie vor Schmerz, als ihn ein Tritt gegen die verletzte Hüfte traf. Doch dann konnte er mit der Faust einen Schlag gegen den Unterarm seines Gegners anbringen. Der Dorn fiel auf den Boden.

Aber Thervanog war infolge seiner Verletzung im Nachteil. Es gelang dem Jäger, sich auf ihn zu werfen und die Knie mit Wucht in seinen Leib zu rammen. Vor Thervanog verschwamm die Umgebung. Ohnmächtig schlugen seine Fäuste den festen Boden.

Plötzlich fühlte er einen langen, dünnen Gegenstand zwischen den Fingern.

Der Moogani-Dorn!

Rein mechanisch zog Thervanog die furchtbare Waffe an sich heran und stieß blindlings zu.

Der Jäger stieß einen hellen Schrei aus und wälzte sich auf den Rücken. Seine blauangelaufenen Lippen bewegten sich in undeutlichem Gestammel, als wollten sie Thervanog noch etwas Wichtiges mitteilen. Dann verkrampften sich die Fäuste, der Körper streckte sich zitternd.

Das Gift hatte sein Opfer gefunden.

Aber Thervanog gab sich keinen falschen Illusionen hin. Ganz aus der Nähe ertönte bereits das wilde Geschrei der Verfolger.

Thervanog stemmte sich verzweifelt hoch, und diesmal konnte er, wenn auch unter starken Schmerzen, das linke Bein wieder bewegen. So schnell es ging, hinkte er davon. Den Dorn nahm er mit.

Nach etwa einem achtzehntel Blauzeit wußte er, daß er seinen Jägern nicht entrinnen konnte. Sie hatten seine Spur gefunden und versuchten nun, ihm den Weg abzuschneiden.

Zu allem Unglück wurde jetzt auch noch der Weg schlechter. Wo vorher grasbewachsener, trockener Boden gewesen war, ragten nun scharfkantige, graue Felsblöcke hervor und machten das Laufen zur Qual. Die Blöcke stiegen zu einem kegelförmigen Hügel an. Thervanog schleppte sich mit pfeifendem Atem hinauf, lehnte sich gegen eine flache Felsplatte und wartete mit erhobenem Dorn auf die Verfolger.

Er hörte laute Zurufe und konnte ihnen entnehmen, daß man am Fuße des Hügels seine Spur verloren hatte und annahm, er hätte den Haufen wirren Fels umgangen. Sein Gesicht verzog sich grimmig. Das gab ihm Zeit, Kräfte für den letzten Kampf zu sammeln. Vielleicht, wenn er einige der Dorfleute tötete, würden sie in Zukunft andere Immune in Ruhe lassen.

Er lehnte sich zurück. Sogleich zuckte er wieder vor. Der Stein war glutheiß, denn die Sonne hatte ihn erhitzt. Dennoch registrierten seine wachen Sinne die Bewegung.

Die Steinplatte hatte sich bewegt.

Thervanog drehte sich um und packte die Platte ungeachtet der Hitze mit beiden Händen. Als er daran zog, gab sie nach.

Thervanog blickte in einen dunklen Spalt. Einige kieselartige Steine hatten sich von der Felsplatte gelöst und waren in den Spalt gerollt. Jetzt drang ein Geräusch wie aufspritzendes Wasser zu Thervanog empor. Er überlegte, ob er in der Höhle Zuflucht suchen sollte. Doch der Gedanke an einen finsternen Schlund erfüllte ihn mit Furcht. Wer weiß, wie tief es dort hinabging!

Schon wollte er die Platte wieder fahren lassen, als die Schreie seiner unbarmherzigen Verfolger sein Herz schmerzhaft bis zum Halse schlagen ließen. Wahrscheinlich waren die Jäger aus dem Dorfe auf seine Spur im Steppengras gestoßen und näherten sich nun dem Felshügel.

Thervanog wollte sich lieber bei einem Sturz in die Tiefe das Genick brechen, als in die Hände der Dorfleute fallen. Er zwängte sich hinter den Stein, krümmte sich zusammen und ließ sich mit den Füßen voran in den Spalt gleiten. Zuerst kam es ihm vor, als fänden die Füße einen Halt. Dann jedoch gab es einen heftigen Ruck, und er rutschte ab.

Mit dumpfem Poltern legte sich die Felsplatte erneut über die Öffnung und versperrte dem Licht den Weg in die Unterwelt.

Thervanog sah es schon nicht mehr, denn er hatte in jähem Grauen die Augen geschlossen. Er fiel durch eine Wolke Modergeruch hindurch.

Dann löschte ein furchtbarer Schlag sein Bewußtsein aus.

2.

Das Licht erlosch.

Übrig blieben nur die akustischen Wahrnehmungen: das ferne Rumoren gigantischer Maschinen und das hastige Atmen von Mündern, die in erwartungsvollem Schweigen geöffnet waren.

Ein Schalter klickte.

Im selben Augenblick schien in einer der unsichtbaren Wände ein rechteckiges Loch zu entstehen, die Fiktion einer Öffnung, durch die blendend hellblaues Licht drang. Es beleuchtete die verwilderte Oberfläche eines erdgroßen Planeten.

Vereinzelt huschten seltsame farbige Wälder über den Projektorschirm - denn nichts anderes war die rechteckige Öffnung -, machte weiten Ebenen Platz, auf denen nichts als hüfthohes hartes Gras wuchs, ein seltsames Gras, denn es ging an den Spitzen in palmwedelartige feingliedrige Fächer über.

Kein Kommentar begleitete den aus zweihundert Kilometern Höhe von einer Automatsonde aufgenommenen Film. Dennoch wußten die im Dunkeln sitzenden Zuschauer genau, was die in die Landschaft eingestreuten, vegetationslosen und wie blaugrünes Gras schimmernden Kreisflächen und Krater zu bedeuten hatten. Es waren die Narben eines längst vergangenen Atomkrieges.

Ab und zu tauchten kahle Stellen in der Steppe auf. Sie waren jedesmal mit kegelförmigen Gebilden bedeckt, die man leicht als primitive Hütten identifizieren konnte. Sie wirkten trostlos - bis auf einen farbenprächtigen Kranz blühender Pflanzen, der jedes Dorf umgab.

Was die Zuschauer am meisten vermißten, waren die Spuren der Aktivität, wie sie intelligente Wesen zu hinterlassen pflegten, wenn sie die Kräfte der Natur für sich nutzbar machten. Sogar der anheimelnde Rauch des Feuers fehlte, des Wahrzeichens des Aufbruchs aus der Tierhaftigkeit.

Einzig und allein die Meere stürmten mit ungebrochener Leidenschaft gegen die Küsten der beiden großen Kontinente an.

Abrupt riß die Bilderfolge ab.

Licht flammte auf und beleuchtete mit seinem weichen Schein die harten Gesichter uniformierter Männer, in denen sich Nachdenklichkeit und Sorge mischten.

Die untersetzte, stämmige Gestalt in der ersten Reihe erhob sich zuerst. Sie wandte ihr sommersprossiges Gesicht dem Nachbarn zur Rechten zu. Die Hände fuhren dabei mit einer zerstreut wirkenden Geste über die kurzen, roten Stoppeln, die den kantigen Schädel bedeckten. Die Augen wirkten farblos und wässerig - und sie täuschten ein nicht vorhandenes Phlegma vor.

Jetzt öffnete der Untersetzte den Mund.

„Langweilig, der Film; was, John?“

Der mit John Angeredete erhob sich jetzt ebenfalls. Seine Gesichtszüge waren nicht so schroff wie die der übrigen Männer, und die Augen verrieten eine gewisse Sensibilität. Der äußeren Erscheinung nach schien er nicht auf ein Kriegsschiff der Solaren Flotte und in den Weltraum zu passen - aber dieser Eindruck täuschte. Er war nicht irgendein Flottenoffizier, sondern John Marshall, der Chef des Mutantenkorps, der fast legendären Eliteeinheit des Ersten Administrators.

Marshall zuckte kaum merkbar die Schultern. „Da können Sie recht haben, Sir.“ Der Untersetzte wölbte die hellen Augenbrauen. Seine Augen blitzten ärgerlich auf.

„Ist das alles, was Sie dazu zu sagen haben, John? Ich dachte, die Isaner wären Ihre Freunde?“ Die übrigen Anwesenden hatten leise die Stühle zurechtgerückt und bildeten nun um die

beiden Männer einen Halbkreis. Dabei bewahrten sie jedoch respektvolle Distanz, denn immerhin war der eine von ihnen, der Unteretzte mit dem brandroten Haarschopf, der zweitmächtigste Mann des Solaren Imperiums: Reginald Bull. In vertrautem Kreise wurde er mit „Bully“ angeredet, so zum Beispiel nannte ihn Marshall oft so, wenn er auch das respektvolle „Sie“ beibehielt.

John Marshall verzog die Lippen.

„Ich habe nur Ihre erste Frage bestätigt, Sir.“ Übergangslos spannten sich seine Züge, und in die Stimme trat ein metallisch klingender Ton, der die wahre Natur dieses Mannes offenbarte. Seine Worte galten jetzt allen Anwesenden.

„Ich muß gestehen, daß ich etwas anderes erwartet hatte. Der Videofilm spricht jedoch eine eindeutige Sprache. Die Isaner scheinen sich nicht von den Folgen des Atomkrieges vor hundertfünfzig Erdjahren erholt zu haben; im Gegenteil, sie sind auf der Leiter der Entwicklung nahezu wieder auf die letzte Sprosse gerutscht.“

„Ihre Dörfer sind die von Steinzeitmenschen!“ warf Bully heftig ein. „Noch schlimmer: Sie scheinen nicht einmal mehr das Feuer zu kennen!“

„Und dabei...“, fuhr Marshall leise fort, „... sah es bei unserem Besuch vor hundertfünfzig Jahren so aus, als würden sie sich sehr schnell wieder aufraffen und die Entwicklung da fortsetzen, wo sie bei Ausbruch des Krieges stehengeblieben war.“

„Hundertfünfzig Jahre sind eine lange Zeit“, sagte ein kleiner, zierlich wirkender Mann mit gelber Gesichtshaut und mandelförmigen Augen. Es war der Teleporter Tako Kakuta.

Marshall schüttelte heftig den Kopf.

„Nein, Tako! Hundertfünfzig Jahre bedeuten nichts, wenn am Anfang dieser Zeit Männer stehen, wie ich sie damals mit dem Chef im Bunker Fenomat oder auch Sallon kennenlernte: Irvin und Ther und Ivsera, die wahrscheinlich kurz nach unserem damaligen Abflug geheiratet haben, ergänzten sich in idealer Weise. Sie waren einfach nicht dazu geschaffen, die Hände in den Schoß zu legen, und die anderen Isaner ebenfalls nicht.“

„Man könnte sie umgebracht haben“, warf ein Mann mit den Rangabzeichen eines Ersten Offiziers ein, „und schon nahm die Entwicklung einen anderen Verlauf.“

„Das gibt es nicht“, widersprach Bully. „Stellen Sie sich eine äquivalente Situation auf der Erde vor. Irgend jemand findet sich immer, der das Heft in die Hand nimmt und das Rad der Entwicklung weiterdreht. Die Isaner waren nicht so dekadent wie die Arkoniden, von denen sie abstammen. Ihre Vitalität stand hinter der unseren nicht zurück.“

Bully zündete sich eine Zigarette an, um seine Gedanken zu ordnen. Da hatte Perry Rhodan ihn mit der NAGASAKI nach Isan geschickt. Perry war der Meinung gewesen, die Isaner müßten inzwischen wieder soweit sein, daß man mit ihnen einen Handelsvertrag abschließen konnte. Nebenbei sollte Bully auch sondieren, ob die Isaner mit der Einrichtung eines terranischen Stützpunktes einverstanden waren. Diese heikle Angelegenheit mochte er niemandem anderen anvertrauen als seinem engsten Vertrauten und langjährigen Freund Reginald Bull.

Und nun stellte man fest, daß die Angelegenheit nicht nur heikel, sondern geradezu rätselhaft verworren war. Wie war es möglich, daß eine lebensfähige Rasse in hundertfünfzig Jahren vom Stand der Atomtechnik auf den Stand vorsteinzeitlicher Wilder herabsank, die nicht einmal mehr den Gebrauch des Feuers kannten?

Er wandte sich erneut an Marshall. „Haben Sie irgendwelche Gedankenimpulse auffangen können, John?“ Marshall machte ein unglückliches Gesicht.

„Das schon, Sir. Aber die Gedanken der Isaner sind merkwürdig schwach ausgeprägt, außerdem kreisen sie nur um Essen, Trinken und Blumenzucht.“

„Blumenzucht...?“ Bully blinzelte verwundert. „Das ist in der Tat ein Widerspruch zu ihrer sonstigen Primitivität. Vielleicht sind sie ein Volk von Philosophen geworden.“

„Philosophen, die keine geistigen Interessen haben?“ fragte Marshall kopfschüttelnd. „Außerdem ist da noch etwas anderes: Für einen Augenblick konnte ich vorhin Impulse der

Furcht und des Grauens wahrnehmen. Aber dann brachen sie so plötzlich ab, als ob...“ Er zögerte.

„Als ob der Betreffende das Opfer eines reißenden Tieres geworden wäre!“ Bully grinste schwach. „So etwas soll bei Primitiven vorkommen.“

Bully machte eine Schwenkung zu den Offizieren des Schiffes hin.

„Also schön, meine Herren! Wir werden einen Erkundungstrupp zusammenstellen und an Ort und Stelle nachsehen, was den Leuten dort unten fehlt!“

Die Anwesenden, alles erfahrene, im Dienst hart und zugleich vorsichtig gewordene Offiziere der Solaren Flotte, die sich auf fremden Welten schon mit Tod und Teufel herumgeschlagen hatten, nickten zustimmend.

Keiner dachte an eine Gefahr.

Dabei hatte der Tod bereits unsichtbar seine Hände ausgestreckt - der Tod und das Grauen.

3.

Die Jäger sammelten sich am Fuße des Trümmerhügels.

Herkamer blickte seinen Männern mit finsterem Gesicht entgegen. Er konnte nicht verstehen, warum keiner von ihnen den Immunen zu Gesicht bekommen hatte.

„Schande wird über unser Dorf kommen“, murmelte er. „Wir waren dem Immunen dicht auf den Fersen, und dann verschwindet er plötzlich.“

„Er muß noch auf dem Hügel sein“, sagte Santovan.

„Unsinn!“ Herkamer lief rot an. „Schließlich haben wir den Hügel abgesucht. Er muß weitergelaufen sein in die Steppe.“

„Dann hätten wir seine Spur im Gras entdeckt“, erwiderte Santovan.

„Genau das wird man uns im Dorf auch sagen“, entgegnete Herkamer niedergeschlagen. „Die Immunen sind eine Gefahr für alle, und wir haben durch Unachtsamkeit einen von ihnen entkommen lassen. Oh, welche Schande!“

Die übrigen sechs Jäger hatten die Köpfe gesenkt. Nur Santovan blickte trotzig in die Richtung, in der Hulkanog lag. Hulkan, der Älteste, würde toben, das stand fest. Aber sollte er erst einmal selbst in solch eine Lage kommen! Wie konnten sie einen Immunen fangen, der sich auflöste wie ein Geist? Vielleicht war er sogar ein Geist, ein böser Geist. Den Immunen war alles zuzutrauen.

Er sagte es Herkamer.

„Ja, Santovan! So ist es gewesen! Der Immune war ein böser Geist, der sich in Luft auflöste. Ich glaube, ich habe es sogar gesehen. Ja, jetzt erinnere ich mich!“

Santovan blickte mißtrauisch auf. Er glaubte nicht an das, was Herkamer jetzt sagte. Doch dann wurde ihm klar, daß sie mit dieser Ausrede vielleicht um eine Bestrafung herumkämen.

Er „entsann“ sich ebenfalls.

Die restlichen sechs waren begriffsstutziger. Erst, nachdem Herkamer und Santovan lange auf sie eingeredet hatten, äußerten sie gleiche Wahrnehmungen.

Nur, zum Unterschied von Herkamer und Santovan glaubten sie selbst daran.

„Es wird Zeit, daß wir zurückgehen“, sagte Herkamer endlich. „Zwei müssen den getöteten Nasrillog tragen, damit wir ihn den Göttern anvertrauen können.“

„Wir sollten uns beeilen“, fügte Santovan hinzu, „die Rotzeit beginnt in etwa vier Teilen Blauzeit. Wenn das Auge des Dämons leuchtet, sind wir nach Belanog eingeladen, um der Darbringung des Immunen beizuwohnen, den man vor drei Blauzeiten fing.“

Herkamer nickte.

Ohne ein weiteres Wort ordneten sich die Jäger zu einer Reihe und strebten ihrem Dorf zu.

*

Das Auge des Dämons tauchte weit hinten am Horizont auf.

Die kurze und vollständige Finsternis, die sich über das Land wie ein schwarzer Mantel gelegt hatte, als Blauauge verschwand, wich einem rötlichen Zwielficht. Es war, als sei alles, die kegelförmigen Grashütten, der Kranz blühender Pflanzen rund um das Dorf und die wispernden Gräser der Steppe, mit Blut übergossen.

Außerhalb des Dorfes Belanog trafen zwei Gruppen zusammen. Die eine kam von Belanog selbst, die andere aus dem Nachbardorf Hulkanog. Beide näherten sich in vollkommener Stille bis auf etwa hundert Schritte Abstand. Dann, das Auge des Dämonen war jetzt in voller Größe zu sehen, wehte an- und abschwellender Gesang herüber und hinüber.

Die Gruppen vereinigten sich zu einem Kreis. Jetzt sah man, daß sie sich nicht nur aus

Männern zusammensetzten. Auch Frauen und Kinder waren dabei. Der Gesang wurde immer lauter. Gleichzeitig begannen alle Anwesenden mit den Füßen einen monotonen Takt zu stampfen; die Frauen taten mit, obwohl manche von ihnen Säuglinge in Fellbeuteln auf dem Rücken trugen.

Plötzlich öffnete sich in Richtung auf Belanog zu der Kreis ein wenig. Vier muskulöse Männer marschierten herein. Auf den Schultern ruhten die Enden einer mit Stangen verstärkten Flechtmatte, und obenauf lag ein zusammengeschnürtes Bündel Mensch.

Mitten im Kreis ließen die Träger ihre Last fallen. Das Stöhnen des Gefangenen wurde vom Gesang der Zuschauer übertönt, die nun immer schneller tanzten und schließlich eine nach Belanog führende Gasse bildeten.

Die vier Männer nahmen die Last wieder auf und rannten unter dem Gesang der anderen auf die Anlage blühender, dickfleischiger und niedriger Pflanzen zu, die jedes Dorf umgaben.

Herkamer war durch einen glücklichen Zufall bis zur Spitze der sich verengenden Gasse vorgedrungen. Dort, wohin die Träger eilten, sah er bereits Belanal, den Ältesten von Belanog, stehen. Er sah auch die langen, zugespitzten Stöcke in seiner Hand.

Herkamer wußte, was jetzt kam. Oft genug hatte er dem Ritus der Darbringung beigewohnt, bei dem die Kräfte von Immunen geopfert wurden, damit der schützende Pflanzenring genährt wurde. Die Moogani hatten nämlich ein nur wenig ausgeprägtes unterirdisches Wurzelsystem, dafür jedoch eine Menge schlauchähnlicher Luftwurzeln, mit denen sie organische Nahrung verdauen konnten.

Es verfringen sich jedoch nicht genug Tiere in den dornigen Ranken, als daß die Moogani hätten existieren können. Die Isaner aber wollten, wie es ihre Vorfahren schon getan hatten, nicht auf den dornigen Schutz verzichten. Also halfen sie den Pflanzen, indem sie sie nicht nur durch Aussaat verbreiteten und bewässerten, sondern sie auch mit den sterblichen Hüllen ihrer Toten düngten. Außer den Gestorbenen opferte man gefangene Immune.

Herkamer erkannte, wie Belanal den ersten Stab erhob. Gleich würde er damit zustoßen und anschließend eine der mit Saugnäpfen besetzten Luftwurzeln der Moogani in die Wunde einführen, wo sie ihr langsames Zersetzungswerk beginnen würde. Mit weit aufgerissenen Augen schaute Herkamer zu.

Der Gesang der Masse erstarb schlagartig. Es schien, als hielte plötzlich ganz Isan den Atem an, so still wurde es.

Dann schrie der Gefangene auf...

4.

Es war finster.

Irgendwo gluckste das Wasser, und in der Schwärze war das beständige Huschen scheuer Tiere.

Die Geräusche kamen wie durch ein nasses Tuch in Thervanogs Bewußtsein an. Lange Zeit lag er so und träumte zwischen Bewußtlosigkeit und Wachheit vor sich hin. Seit langem erschien wieder einmal das Bild der Mutter vor seinem geistigen Auge. Es war ein verschwommenes Bild, so verschwommen wie Thervanogs ganze Jugenderinnerungen.

Er kuschelte sich in die behütende Wärme des Fellsackes, den die Mutter auf dem Rücken trug, und blinzelte schläfrig in das riesige rötliche Auge, das dämonengleich am Himmel hing. Es wäre längst Schlafenszeit gewesen, aber heute schlief man nicht. Wie mit Blut übergossen bewegten sich hochgewachsene Gestalten, sie stampften den harten Steppenboden mit ihren nackten Füßen und schrien eine mißtönende Melodie hinaus, die den Jungen erschreckte, so daß er weinerlich die Lippen verzog. Hin und wieder sumnte ihm die Mutter beruhigende Worte zu, und nur das hielt ihn vom Schreien ab.

Plötzlich wogten die vielen Körper unruhig hin und her. Aus dem geschlossenen Kreis wurden spalierbildende Ketten und kleine Grüppchen. Der Fellsack hüpfte auf und nieder. Ab und zu stieß jemand von hinten oder von der Seite daran; dann wandte sich der Kopf der Mutter um, und Thervanog sah ihr von Sorgen gefaltetes, ängstliches Gesicht.

Der kleine Junge reckte neugierig das Köpfchen und erblickte einen weißhaarigen Mann, der mit emporgerecktem Arm über einem gefesselten Bündel stand. Jetzt stieß der Arm hernieder, und Thervanog sah deutlich den Stock durch die Luft sausen.

Ein gellender Schrei ertönte.

Das Bündel bewegte sich. Es war ein Mann, ein ziemlich junger sogar. Thervanog fragte sich, was da geschah, da entdeckte seine Mutter den aus dem Fellsack ragenden Kopf und drückte ihn nieder, so daß das Folgende seinen Augen verborgen blieb.

Bald tauchte ein neues Bild auf.

Thervanog war zum Knaben herangereift. In diesen Jahren hatte er immer wieder Männer und auch Frauen gesehen, die in einem ewig gleichbleibenden Ritus geopfert wurden. Alle schienen bei dieser Zeremonie in einen Zustand unerklärlicher Freude und ausgelassener Raserei zu verfallen.

Thervanog hatte nie wie sie empfunden.

Je älter er wurde, um so abstoßender erschien ihm das alles. Doch er hatte geschwiegen, wie es einem Knaben gebührte.

Und eines Tages waren vier Erwachsene in der Hütte seiner Mutter - der Vater war schon vor seiner Geburt umgekommen - erschienen und hatten den Sohn gefordert. Die Mutter war mitgegangen zur Hütte des Ältesten.

Was der Älteste eigentlich von ihm erfragt hatte - Thervanog war nie dahintergekommen. Nur andeutungsweise war ihm klargeworden, daß er irgend etwas getan hatte, was gegen irgendwelche Regeln des Dorfes verstieß und wodurch er sich von allen anderen unterschied.

Der Älteste hatte ihn zum nächsten Opfer des Ritus bestimmt.

Da wußte Thervanog, daß er ein Immuner war, denn nur die Immunen wurden lebend den Blumenpflanzen dargebracht, damit sie sie düngten. Vergebens hatte er sich gefragt, was eigentlich ein Immuner sei und welches Vergehen man ihm vorwarf. Niemand hatte ihm geantwortet.

Er hätte sich in sein Schicksal gefügt, wenn seine Mutter nur den winzigsten Versuch zu seiner Verteidigung unternommen hätte. Aber im Gegenteil: Sie hatte ihn angespien.

Da war es aus gewesen mit seiner Selbstbeherrschung.

Er hatte einem der Männer die Knochenlanze entrissen, damit um sich geschlagen und war den völlig überraschten Leuten davongelaufen, ehe sie die Tatsache begriffen, daß ein halbwüchsiger Knabe sich gegen das Gesetz gestellt hatte.

Seitdem war er ein Gejagter gewesen.

*

Thervanog war plötzlich hellwach.

Sein Körper schien eine einzige Wunde zu sein, und der Gestank fauligen Wassers drang in seine Nase. Er spürte, wie sein leerer Magen sich hob, und kämpfte eine Weile gegen die Übelkeit an.

Dann erst kam ihm zu Bewußtsein, welches Wunder es war, daß er noch lebte. Er war in einen Schacht gefallen, in einen mit Wasser gefüllten Schacht.

Thervanog konnte nichts sehen.

Mit den Händen versuchte er sich zu orientieren. Zuerst tappte er nur in Wasser, doch dann bekamen seine Finger glitschigen Stein zu fassen. Er wußte, daß er auf einem breit in den Schacht ragenden Vorsprung lag, dicht über der Wasseroberfläche. Ihn schauderte unwillkürlich, als er daran dachte, wie leicht er sich beim Aufprall das Genick hätte brechen können. Vorsichtig befühlte er seine Glieder. Sie schmerzten bei jeder Berührung, schienen jedoch nicht gebrochen zu sein.

Allmählich kehrte sein Lebensmut zurück.

Mit Zähigkeit und Entschlossenheit, die ihm bisher das Leben erhalten hatte, machte er sich sofort daran, nach einem Aufstieg zu suchen.

Und er hatte Erfolg.

An der Wand neben ihm ragte ein relativ dünner, U-förmiger Haken heraus, darüber noch einer und noch einer. Es hatte Ähnlichkeit mit den zusammengeflochtenen Holzleitern, die er von seinem Dorf her kannte, nur bestanden diese Sprossen hier nicht aus Holz. Thervanog konnte überhaupt nicht feststellen, woraus sie bestanden. Stein war es jedenfalls nicht, denn derart dünne Steinsprossen hätten sein Körpergewicht nicht getragen. Außerdem lag über dem eigentlichen festen Material eine losere, poröse Schicht, die bei Berührung unter den Fingern abbröckelte. Thervanog kannte kein Material dieser Art.

Er hatte gelernt, den Launen des Schicksals zu mißtrauen. Darum wagte er sich nur sehr behutsam die Sprossen aufwärts zu ziehen. Als seine Hand nach einiger Zeit ins Leere griff, wurde er von Verzweiflung übermannt. Sekundenlang stand er unbeweglich da, festgekrallt in die Sprosse vor ihm und in das Dunkel lauschend. Er wußte, daß er hier sterben würde, wenn die Leiter nicht weiterführte.

Als er sich endlich aufgerafft hatte und wiederum mit einer Hand suchend herumtastete, merkte er schnell, daß über ihm ein ebensolcher Vorsprung war wie der, auf dem sein Sturz ein Ende gefunden hatte.

Thervanog schöpfte neuen Mut.

Er zog sich auf den Vorsprung und ruhte sich einige Minuten aus. Dann begann er wieder mit der Suche. Irgendwo mußte die Leiter sich schließlich fortsetzen.

Das stimmte, aber Thervanog erkannte das erst viel später.

Vorläufig fand er etwas anderes.

Als er nämlich glaubte, nun müsse er das Ende des Vorsprunges und damit die Schachtwand erreicht haben, richtete er sich vorsichtig auf. Seine nach oben gestreckten Hände stießen plötzlich gegen festes Gestein.

Er befand sich in einer Höhle.

Während er noch bemüht war, diese neue Entdeckung zu verdauen, kroch er auf allen vieren weiter in die Höhle hinein, bis sein Kopf gegen etwas Hartes stieß. Enttäuscht setzte er sich.

Für ihn war eine feste Wand ein naturgegebenes, unüberwindliches Hindernis. Darum suchte er eigentlich völlig unmotiviert. Daß er schließlich etwas fand, das für ihn gleichzeitig Rettung und Drohung bedeutete, war reiner Zufall; daß er damit etwas anzufangen wußte, ebenfalls.

Alles andere jedoch entwickelte sich mit vorausschaubarer Gesetzmäßigkeit, denn trotz seiner Primitivität war Thervanog ein vernunftbegabtes Wesen, dessen stärkste Triebfeder die Neugier ist.

Nun, Thervanog bekam etwas zu fassen, das sich anfühlte wie das Material der seltsamen Leiter, nur daß es eben keine Leitersprosse war, sondern eine Art Ring, wie ihn die Frauen der Dorfleute aus dem Gehörn der Klapoh trugen, nur bedeutend größer und durch Verstrebungen mit einer kurzen Stange verbunden, die in die Wand hineinführte.

Thervanog umklammerte das rätselhafte Ding mit beiden Händen. Darum merkte er sofort, daß es sich nach zwei Seiten bewegen ließ. Zuerst war Thervanog verblüfft, dann versuchte er, das Ding nach rechts zu drehen. Es ging, aber nur ein kleines Stück. Nach links dagegen ging es bedeutend weiter. Allerdings mußte Thervanog sich anstrengen dabei. Aus diesem Grunde mochte er sich gegen das Ding gestemmt haben, jedenfalls fiel er plötzlich aus unerfindlichen Gründen vornüber.

Gleichzeitig drang ein so schauerliches Geräusch an seine Ohren, daß Thervanog davongelaufen wäre, hätte diese Möglichkeit bestanden. Es klang, als knarrten Dutzende Sumpfratteln zur gleichen Zeit und als stöhnten die Geister der Verstorbenen aus dem dornigen Moogani-Dickicht.

Bald jedoch siegte über den Schreck die Verwunderung darüber, daß er nach vorn gefallen war, obwohl dort gar kein Platz dafür sein durfte.

Mit der Verwunderung kam die Wißbegierde.

Thervanog ließ den Ring los, an den er sich bisher geklammert hatte, und kroch weiter in die größer gewordene Höhle hinein. Als hinter ihm das gleiche Knarren und Stöhnen ertönte wie vorher, schrak er zwar erneut zusammen und drehte sich um, kam aber dem Geheimnis der Geräusche verblüffend schnell auf die Spur.

Er bemerkte nämlich, daß die Wand sich hinter ihm erneut geschlossen hatte, jedoch ebenfalls einen Ring besaß. Er zog daran und überzeugte sich davon, daß er sich jederzeit wieder aus dem scheinbaren Gefängnis befreien konnte. Dabei entdeckte er auch, daß es die bewegliche Wand war, die jenes schauerliche Geräusch verursachte und daß dies offenbar harmlos war.

Nun hielt ihn nichts mehr von der weiteren Erkundung seiner Umgebung ab.

Als er auf die nächste Wand und den nächsten Ring stieß, reagierte er richtig. Aber dann warf er sich schreiend zu Boden, Grelles Licht war aufgeflammt, kurz nachdem er die zweite Wand geöffnet hatte. Geblendet und schreckerfüllt barg er den Kopf zwischen den gekreuzten Armen und wagte sich eine Zeitlang nicht zu rühren.

Knarrend schloß sich die Wand wieder, und das Licht erlosch.

Nach einer Weile wagte Thervanog den Kopf zu heben. Er dachte über das Phänomen nach und kam zu dem einzigen für ihn möglichen Schluß.

Hinter der zweiten Wand mußte die Oberfläche beginnen. Das Licht konnte nur jenes von Blauauge sein. Demnach mußte er eine ganze Rotzeit bewußtlos auf dem unteren Vorsprung gelegen haben.

Thervanogs Lippen verzogen sich zu einem ironischen Lächeln. Was war er doch für ein Feigling, daß er sich vor Blauauge fürchtete!

Erneut zog er an dem Ring.

Diesmal schreckte ihn die Lichtflut nicht. Unerschrocken öffnete er die Wand vollends und wartete, bis sich seine an die vollkommene Dunkelheit gewöhnten Augen angepaßt hatten.

Dann allerdings bekam er einen neuen Schreck.

Erstens schien ihm nun das Licht gar nicht mehr so hell wie das von Blauauge. Zweitens verspürte er nicht die geringste Wärmestrahlung - und drittens befand er sich nicht im Freien.

Vor ihm erstreckte sich ein langer, regelmäßig geformter Gang aus glattem, fugenlosem Stein. Das Licht kam aus blauschimmernden Öffnungen in der Decke, und weit hinten schien sich ein Loch zu befinden.

Ein Dorfbewohner wäre sicherlich in panischer Angst geflohen, wenn er überhaupt bis hierher gekommen wäre. Aber Thervanog hatte in seinem Leben oftmals ungewohnte Situationen meistern müssen. Die Lebensgefahr war dabei zur Alltäglichkeit geworden.

Und hier schien die Gefahr geringer zu sein als in der Steppe.

Thervanog erhob sich und hinkte den Gang entlang.

5.

Die Karawane zog stumpsinnig durch die glühende, ausgedörrte Steppe.

Vom Himmel strahlte Blauauge als kaum fingernagelgroße, gleißende Scheibe herab und biß mit imaginären Fangzähnen unbarmherzig in Graswedel und in die Schultern der zweibeinigen, lastengebeugten Wesen.

Schwärme summender Insekten und ekelerregender Gestank hüllten die Karawane ein.

Herkamer schritt ganz am Anfang der langen Reihe. Er trug mit Santovan zusammen eine geflochtene Bahre, auf der ein ausgewachsener Hituh lag. Der Hituh spürte die Hitze allerdings nicht, denn er war tot. Genauer gesagt, er war schon mindestens seit drei Blauzeiten tot gewesen, als man ihn gefunden und auf die Bahre gelegt hatte. Das, was ihn jetzt ab und zu ein Ohr oder ein Stück Fell bewegen ließ, waren die Tausende zuckender, fressender, fetter Madenleiber, die in dem Kadaver wühlten.

Herkamers Knie zitterten vor Erschöpfung. Der Schweiß rann ihm in wahren Bächen über den ganzen Körper und brachte ihn nahe an den Rand des Wahnsinns, denn die Haut juckte und kribbelte unerträglich.

Dazu kam der bohrende Hunger.

Zwar trug Herkamer, wie jeder in der Karawane, einen Fellbeutel mit getrockneten Fleischstreifen sowie Früchten über der Schulter. Doch seit er sich zweimal kurz hintereinander übergeben hatte, zog er den Hunger vor. Auch jetzt noch reizte der Gestank der Kadaver seinen Magen zu würgenden Kapriolen, aber es war wenigstens nicht ganz so schlimm wie vorher.

Herkam er verfluchte im stillen sein Schicksal. Hulkan hatte ihnen die Geschichte von dem Immunen, der sich in Nichts auflöste, nicht geglaubt. Alle an der erfolglosen Jagd beteiligten Jäger waren zur Teilnahme an der Karawane verurteilt worden. Der Sinn dieses Unternehmens bestand in der Beschaffung von Tierkadavern, die das Dorf dringend zur Düngung der Moogani-Hecken brauchte. Dahinter stand sogar die Beschaffung von Frischfleisch zurück, denn seit jeher war es erstes Gebot des Dorfes gewesen, für Bestand und Vermehrung der lebenswichtigen Moogani zu sorgen.

Wenn Herkamer es recht betrachtete, so hatte dieses Gebot dazu beigetragen, die Streitigkeiten zwischen den einzelnen Nachbardörfern, die hin und wieder auftraten, sehr rasch wieder beizulegen.

Niemand hatte Zeit, zusätzlich Kräfte zu vergeuden.

Nichtsdestoweniger wünschte sich Herkamer ins heimatliche Dorf zurück. Darum atmete er auf, als er an einigen Zeichen der Landschaft die Nähe des Dorfes erkannte. Er blieb stehen und warf die Last ohne Rücksicht auf Santovan ab.

Der Gefährte sprang schimpfend beiseite. Ein Schwärm grünlich schillernder Insekten stieg zornig brummend von dem Hituh-Kadaver auf, ließ sich jedoch bald wieder herab. Hinter ihnen wurden ebenfalls die Lasten niedergelassen.

„Was fällt dir ein?“ fluchte Santovan. „Mußt du mir das Zeug noch auf die Beine werfen? Nicht genug, daß ich den Gestank die letzte Zeit direkt vor meiner Nase hatte!“

„Wir können die Plätze wechseln“, sagte Herkamer großzügig. „In spätestens drei Teilen Blauzeit sind wir zu Hause. Ich erkenne den Baum wieder, von dem aus Nasrillog damals den Immunen entdeckte.“

„Verflucht sei er!“ schimpfte Santovan. „Nur er ist schuld daran, daß wir uns mit den stinkenden Kadavern abschleppen müssen.“

„Beim nächstenmal sind andere dran“, erwiderte Herkamer, „und außerdem muß diese Arbeit schließlich getan werden, wenn das Dorf leben soll.“

„Du hast recht.“ Santovan nickte. „Gehen wir weiter!“

Sie hoben die gräßliche Last wieder auf ihre Schultern. Die Nähe des Dorfes machte alles plötzlich leichter, und sie schritten rascher aus als zuvor.

Vielleicht anderthalb Teile Blauzeit waren sie marschiert. Schon ragten in der Ferne die stumpfen Kegeldächer der Hütten über die Graswedel, da zuckten die Jäger erschrocken zusammen.

Über den grellen Himmel zog sich plötzlich eine noch hellere Lichtbahn wie eine gigantische Narbe. Und dann prallte tosender Donner über die Steppe und die Karawane herein.

Alle Jäger warfen in heller Panik ihre Lasten nieder und kauerten sich auf den Boden, die Gesichter in den Händen verborgen. Sie wußten, daß jetzt der grimmige Dämon mit dem verbotenen Namen in die Steppe kommen würde, alles Leben bedrohend. Jedesmal, wenn der Donner ertönte, war es so gewesen, und ein ungeschriebenes, unausgesprochenes Tabu zwang die Männer, das Gesicht vor dem heißen Odem des Dämonen zu verbergen.

Aber diesmal verrollte der Donner rascher als sonst.

Als wieder völlige Stille eintrat, hoben die Männer vorsichtig die Köpfe. Nun erst sahen sie den Strich am Himmel. Sie sahen aber auch, daß die Wolken fehlten, die sonst immer zusammen mit dem Dämonen erschienen. Erleichtert atmeten sie auf.

Herkamer wollte gerade wieder seine Enden der Trage aufheben, als er eine huschende Bewegung über der Steppe wahrzunehmen glaubte. Er kniff die Augen zusammen und sah genauer hin. Tatsächlich! Ein blitzender, seltsam flacher Gegenstand senkte sich in der Nähe des Dorfes nieder.

Gleich danach traf ein hohes, singendes Summen die Ohren.

Wie alle Dorfleute glaubte auch Herkamer an alle möglichen Dämonen und Totengeister. Von einem Geist solchen Aussehens hatte er jedoch noch nichts gehört.

In der Ahnung, daß ganz außergewöhnliche Dinge geschehen waren, trieb er Santovan und die anderen zu größerer Eile an.

*

Die Dorfbewohner wichen vor den fünf Fremdlingen bis zum Dorfplatz zurück.

Dann bildeten sie einen Halbkreis und harrten teils ängstlich, teils erstaunt der Dinge, die da kommen würden.

Die Fremdlinge nahmen sich jedoch Zeit. Sie traten unbefangen in den Halbkreis und begannen, zwei kleinere Geräte aufzubauen.

Endlich, in der schmalen Eingangsschneise tauchte soeben die ihrer Last entledigte Karawane auf, hob der eine Fremdling die Hand. Über seine Lippen kamen unverständliche Worte, die nahezu im gleichen Augenblick von dem vor ihm stehenden Kasten in die Sprache der Dorfleute übertragen wurden.

„Bewohner von Isan!“ schallte es klar und deutlich über den Platz. „Wir sind in Frieden gekommen. Unsere Absicht ist es, uns mit euch zu unterhalten und euch zu helfen, wenn ihr Hilfe benötigt.“

Der Fremdling, ein untersetzter Mann mit kurzen, roten Haarstoppeln, schwieg und fuhr sich mit einem Tuch über die nasse Stirn. Offenbar erwartete er eine Antwort.

Hulkin zögerte, merkte aber bald, daß seine Leute von ihm etwas erwarteten. Darum trat er zwei Schritte aus dem Kreis heraus.

„Wir sind die Bewohner von Hulkinog, Fremdling. Auch wir lieben den Frieden. Aber ich verstehe nicht, was ihr von uns wollt. Ihr seid mit einer schimmernden Wolke vom Himmel gekommen. Seid Ihr Boten der Dämonen?“

„Wir sind weder Dämonen noch deren Boten“, erwiderte der Untersetzte. „Unser Fahrzeug brachte uns von den Sternen nach Isan. Schon einmal besuchten andere von uns eure Welt. Wißt ihr davon nichts mehr?“

„Von den Sternen...?“ fragte Hulkan verständnislos. „Was ist das? Ein anderes Dorf?“

Der Untersetzte schnaufte ungeduldig. Er wandte sich um und sprach mit seinen Gefährten. Dann blickte er wieder Hulkan an.

„Du hast recht. Wir kommen aus mehreren anderen Dörfern, um euch zu besuchen und mit euch über euer und unser Dorf zu sprechen. Ich frage dich: Sind wir als eure Gäste willkommen oder nicht?“

Hulkan trat verlegen von einem Fuß auf den anderen. Er fand sich vor eine schwierige Entscheidung gestellt. Noch nie war es vorgekommen, daß aus unbekannten Dörfern sich jemand nach Hulkanog verirrt und um Gastfreundschaft bat. Außerdem wirkten die Fremdlinge irgendwie unheimlich mit ihrer seltsamen Kleidung und den beiden rätselhaften Kästen, von denen der eine sogar sprechen konnte. Hulkan wünschte, die Fremden wären nie gekommen, aber das getraute er sich ihnen nicht zu sagen. Vielleicht kamen sie doch von den Dämonen.

Er breitete zögernd die Arme aus.

„Seid unsere Gäste, Leute von den Sternen! Ich werde euch sogleich eine Hütte frei machen lassen, damit ihr eine Unterkunft habt.“ Er drehte sich um und befahl den Dorfbewohnern, sie sollten verschwinden. Nur vier Mann mußten dableiben.

„Ich danke dir!“ erwiderte der Untersetzte. Wieder fuhr er sich mit dem Tuch über das Gesicht. Auch die anderen Fremdlinge schwitzten. Sie schienen die Hitze Blauauges nicht zu vertragen.

Hulkan und seine vier Männer führten die Fremdlinge zu einer Hütte, die eben geräumt worden war. Sie sahen wohl, wie die Fremden zurückzuckten, kaum daß sie ihre Nasen durch die fellverhangene Öffnung gesteckt hatten, aber da sie sich an den Gestank in den Hütten längst gewöhnt hatten, konnten sie sich den Grund dafür nicht denken.

„Ich werde euch gleich etwas zu essen bringen lassen“, sagte Hulkan.

Der Untersetzte, offenbar der Anführer der Fremdlinge, fuhr herum. Seine Augen weiteten sich, und er schüttelte den Kopf.

„Ich danke dir...ähem...?“

„Mein Name ist Hulkan.“

„Also, ich danke dir, Hulkan. Aber wir haben eben erst gegessen. Laß uns noch ein wenig Zeit.“

„Es ist gut“, erwiderte Hulkan gekränkt. „Ich lasse euch jetzt allein, da ich noch die Fracht einer Karawane besichtigen muß. In zwei Teilen Blauzeit findet ihr mich wieder in meiner Hütte.“

„Schön, Hulkan“, sagte der Untersetzte. „Wir sehen uns solange noch ein wenig um. Auch müssen wir noch einmal zu unserem Fahrzeug zurück. Danach werden wir dich besuchen.“

„Ich erwarte euch.“ Hulkan wandte sich um und ging gemessenen Schrittes dem Dorfausgang zu, um die von der Karawane gebrachten Kadaver zu besichtigen und verteilen zu lassen. Er wunderte sich noch immer über das Erscheinen der Fremdlinge, war aber einigermaßen beruhigt, daß sie ihn in Ruhe ließen.

Während er noch bei der Karawane stand und den Kadaver zerteilen und den Wurzeln der Moogani-Hecke zuführen ließ, sah er die Fremden zu ihrer schimmernden Wolke zurückkehren. Er war keineswegs darüber beunruhigt, die Fremden hatten es ihm ja vorher angekündigt.

Er wäre mehr als beunruhigt gewesen, hätte er sehen können, was die Fremden bei ihrem Fahrzeug anstellten.

Aber ein Desintegrator macht fast kein Geräusch und erzeugt auch keine sichtbare Strahlung. Und so säuberten die fünf Fremden in aller Ruhe den Landeplatz ihres Fahrzeuges von den dort vereinzelt stehenden dornigen Blumenpflanzen...

6.

Die kleine heiße, hellblaue Sonne sank allmählich zum Horizont, als die fünf Männer das kleine Verbindungsboot verließen und der Heckenschneise zustrebten.

Brix Bender, der Kosmopsychologe der kleinen Gruppe, schnupperte in die immer noch ziemlich heiße, von den Gerüchen vertrockneter Pflanzen, aller möglichen Blumen und faulenden Aases geschwängerte Luft.

„Ich kann mir nicht helfen“, murmelte er bedrückt, „aber hier geht mir alles auf die Nerven.“

„Wie meinen Sie das, Brix?“ fragte Nuub Hakmet, der Kosmopathologe, und wandte sein schmales gebräuntes Gesicht mit der Adlernase dem Kollegen zu. Bender zuckte mit den Schultern. „Nun, zuerst einmal ist da die ungewöhnliche Tatsache, daß der eigentliche lebensspendende Stern Wilan gar nicht das Zentralgestirn des Planeten ist, sondern die Nachbarsonne Wilanet. Wilan, das Isan einmal vor langer Zeit geboren hat, ist nur noch der Schatten einer Sonne und vermag gerade noch die Nächte mit rötlichem Dämmer zu durchdringen...“

„Was soll daran ungewöhnlich sein!“ fiel ihm der untersetzte Rothaarige ins Wort. „Wenn Sie soviel herumgekommen wären wie ich, wüßten Sie, daß dieser Fall hier im galaktischen Zentrum ziemlich oft vorkommt. Manchmal spenden sogar drei oder vier gar nicht zum System gehörende Sonnen einem Planeten Licht und Wärme.“

„Das mag alles sein, Sir“, entgegnete Bender streitlustig. „Aber immerhin bedeutet das eine völlig anders geartete kosmische Beeinflussung der entsprechenden Intelligenzen.“

„Schön!“ Bully, denn kein anderer war der Untersetzte, lächelte ironisch. „Dann möchte ich dagegenhalten, daß die Isaner sich erstens nicht hier entwickelt haben, sondern die Nachkommen arkonidischer Kolonisten sind und daß sie zweitens vor hundertfünfzig Jahren ein völlig normales Benehmen an den Tag legten, also auch nicht unter der arkonidischen Degeneration litten.“

„Vielleicht“, warf Hakmet gedehnt ein, „sind sie erst vor wenigen Generationen davon erfaßt worden, Sir.“

Bully schüttelte heftig den Kopf.

„Sie vergessen, Hakmet, daß die Arkoniden degenerierten, weil ihre hochstehende Technik sie zur geistigen Trägheit verführte. Wollen Sie das etwa allen Ernstes auch von den Isanern behaupten?“

Hakmet verzog den schmallippigen Mund zu einem schiefen Lächeln.

„Ich stelle nur Vermutungen an, Sir.“

„Das freut mich“, erwiderte Bully sarkastisch. „Aber mit Vermutungen ist weder uns noch den Isanern gedient. Was wir brauchen, sind exakte Forschungsergebnisse, und dazu habe ich Sie mitgenommen, wenn ich mich recht erinnere.“

Hakmet wandte sich beleidigt ab und schwieg von da an. Diese Bemerkung Bullys hatte seinen Stolz verletzt und zugleich seinen Ehrgeiz geweckt. Er nahm sich vor, es dem Stellvertreter des Administrators schon zu zeigen.

Und diese Reaktion war genau die, die Bully hatte hervorrufen wollen.

„Verdammt Blödsinn, das ganze Dorf mit einer Dornenhecke zu umgeben!“ schimpfte Harding, der Funker des Verbindungsbootes, und schnippte seinen Zigarettenstummel in das Gestrüpp.

Bully fuhr herum.

„Sind Sie wahnsinnig geworden, Harding! Sie wollen wohl die ganze Ortschaft einäschern, was! Oder können Sie sich nicht denken, daß die Hecke nach einem so heißen Tag trocken wie Zunder ist?“

„Verzeihung, Sir“, sagte Harding betreten.

Der am Schluß der Gruppe stehende Pilot hatte sich gebückt.

„Schon erledigt. Die Pflanze hat sich selbst geholfen. Sehen Sie...“, er deutete zwischen die dornigen Ranken, „... eine der Blüten hat ein wenig Flüssigkeit ausgeschwitzt und die Glut gelöscht.“

„Das ist eigentümlich“, meinte Bender. „Es sieht so aus, als hätte die Pflanze die Gefahr gewittert. Die Glut hatte nämlich schon um sich gegriffen.“

Hakmet lachte.

„Sie müßten eigentlich gemerkt haben, daß dieses Gewächs kein Riechorgan besitzt, mit dem es Witterung nehmen kann. Dafür besitzt es allerdings etwas anderes, und ich frage mich, ob die Isaner um die Gefahr wissen, der sie sich täglich aussetzen, wenn sie die Schneise passieren.“

Bully schaute den Pathologen gespannt an.

Hakmet brach vorsichtig einen der langen Dornen ab und hielt ihn hoch.

„Ich habe draußen am Landeplatz eine chemische Analyse durchgeführt, Sir. Die Dornen enthalten Gift, das dem terranischen Curare in etwa gleicht, aber noch schneller und stärker wirkt.“

„Aha!“ machte Bully, und es sah aus, als hätte er eine andere Auskunft erwartet. „Jetzt wissen wir wenigstens den Grund für die Hecke. Ich glaube, sie schützt ausgezeichnet gegen wilde Tiere. Die Dorfbewohner werden sicher um die Giftigkeit wissen. Einer der Männer, die uns zu unserer Hütte begleiteten, trug einen solchen Dorn an einer Lederschnur um den Leib.“

„Alle Teufel!“ rief Bender erschrocken. „Warum haben Sie uns nicht sofort gewarnt, Nuub? Wenn nun einer von uns zufällig in so einen Dorn gegriffen hätte?“

Hakmet lächelte überlegen in die vorwurfsvollen Gesichter der anderen.

„Als umsichtiger Mann habe ich natürlich sofort ein Gegengift vom Rezeptomaten anfertigen lassen.“

„Okay!“ sagte Bully mit gefährlich ruhiger Stimme. „Einige von uns scheinen zu glauben, sich auf einem Narrenball zu befinden. An die Möglichkeit, daß jemand sich vergiften könnte, während Sie mitsamt dem Gegengift gerade unerreichbar sind, haben Sie natürlich nicht gedacht, Hakmet? Ich warne Sie: Derartige Schnitzer können unsere ganze Mission verderben. Ich schließe mich mit ein, wenn ich sage, daß wir uns hier jede Handlung und jedes Unterlassen einer Handlung genauestens überlegen sollten!“

Er wußte nicht, daß das, was er hatte verhüten wollen, schon längst und unwiderruflich eingetreten war.

*

Eine blaue und eine rote Sonne begegneten sich.

Während Wilan, das dahinsiechende, wie von unzähligen Pockennarben bedeckt scheinende rote Riesengestirn über den einen Horizont kroch, zogen die letzten Strahlen von Wilanet hinter den anderen Horizont zurück.

Es war das seltsamste Zwielflicht, das Bully je gesehen hatte.

Er verschwendete jedoch nicht mehr als einen flüchtigen Blick daran. Seine Stirn war sorgenumwölbt, als er über den Dorf platz der Hütte des Ältesten zustrebte. Auch die Gefährten schienen allmählich den Ernst der Situation zu begreifen, denn sie waren still geworden.

Bully hatte die Dinge von Anfang an nicht auf die leichte Schulter genommen. Es war alles andere als normal, wenn sich eine intelligente Rasse innerhalb von hundertfünfzig Jahren von der Stufe der Atomzeit zur Stufe der Vorsteinzeit zurückentwickelte. Eigentlich, dachte Bully, stimmte das nicht einmal ganz. Die Isaner, die er bisher kennengelernt hatte, trugen zum Teil Schmuckstücke, die künstlerischen Geschmack verrieten. Aber diese Schmuckstücke

bestanden entweder aus bunten Steinen oder aus Geweihen erlegter Tiere. Die Schleudern, die Bögen und Pfeile, die Lanzen verrieten ebenfalls einen ausgeprägten Sinn für das Schöne.

Das alles waren Dinge, die der Mensch der Vorsteinzeit nicht in dem Maße besessen hatte. Dafür hatte er etwas anderes gehabt: das gezähmte Feuer! Wie konnten die Isaner, deren Vorfahren sogar das Atomfeuer gekannt hatten, so etwas völlig vergessen? Ohne Feuer würden sie niemals eine höhere Stufe erklimmen können.

Wenn Hulkanog wenigstens eine Ausnahme dargestellt hätte! Aber auch die anderen Erkundungsgruppen waren auf die gleichen Tatsachen gestoßen, wie ein Anruf bei der im Orbit befindlichen NAGASAKI ergeben hatte. Dort gingen alle Meldungen der Landungsboote ein, und bisher war noch nichts Erfreuliches zum Vorschein gekommen.

Ein Windstoß fegte plötzlich über den Platz und wehte das Fell vor dem Eingang der großen Hütte zur Seite.

Hulkins dürre, ausgezehnte Gestalt wurde sichtbar.

Er raffte den Vorhang ganz zur Seite.

„Tretet ein, Fremdlinge!“

Bully nickte ihm zu und schritt an ihm vorüber. Eine Wolke säuerlichen Gestanks wehte ihm aus dem Innern entgegen, aber er beherrschte sich und hoffte darauf, daß seine Nase sich daran gewöhnen würde.

Die Gefährten traten hinter ihm ein. Auch sie ließen sich ihren Ekel nicht anmerken, nur Bender preßte das Taschentuch gegen seine Nase.

Bully stolperte über irgend etwas.

„Haben Sie die Lampe mit?“ fuhr er Harding an.

„Jawohl, Sir.“

Die Terraner seufzten erleichtert auf, als die kleine Atomlampe das Innere der Hütte erhellte. Nur Hulkan schien zu erschrecken. Er faßte sich jedoch wieder, als er erkannte, daß das Licht nicht von offenem Feuer stammte.

Bully war zuerst erstaunt über Hulkins Reaktion. Dann sagte er sich, daß die Insaner dieser Generation Feuer höchstens vom Blitz her kannten - und damit würde sich allerdings keine angenehme Erinnerung verbinden.

Er schüttelte den Kopf, als Hakmet eine Zigarettensackung hervorzog und ihn fragend ansah. Er hatte sich vorgenommen, behutsam vorzugehen.

Geduldig wartete er, bis Bender den Translator aufgestellt hatte. Dann nickte er Hulkan zu.

„Noch einmal vielen Dank für die Gastfreundschaft, Hulkan. Wir haben uns inzwischen ein wenig umgesehen. Ihr habt eine herrlich blühende Hecke um euer Dorf gezogen.“

Hulkins Gesicht strahlte, dann spiegelte sich Staunen darin.

„Habt ihr denn bei eurem Dorf ‚von den Sternen‘ keine Moogani?“

„Bei uns ist vieles anders als bei euch“, entgegnete Bully diplomatisch. „Darum kamen wir auch, denn wir glauben, daß wir gegenseitig viel voneinander lernen können.“ Er machte eine Pause, während er sich fragte, womit er nun fortfahren sollte. Er sah kaum einen Anhaltspunkt, der harmlos und verständlich zugleich gewesen wäre.

Hulkan enthob ihn der Mühe. Er klatschte in die Hände. Sechs Insaner kamen durch die Felldür herein. Jeder trug eine flache, mit Steinen geglättete Holzschale, in der eine goldgelb schillernde Flüssigkeit schwamm. Hulkan nahm eine Schale und überreichte sie mit feierlicher Gebärde Bully. Die anderen wurden von den Insanern bedient, die eben hereingekommen waren.

„Nimm, Fremdling, das beste, das Hulkan euch zur Zeit des roten Dämonen bieten kann!“

Zögernd nahm Bully die Schale entgegen und schnupperte an dem Inhalt. Die Flüssigkeit roch aromatisch. Er blickte zu Hulkan hinüber. Der Insaner hob seine Schale an die Lippen und schlürfte mit geneigtem Kopf. Bully seufzte. Mit Todesverachtung setzte er ebenfalls das Gefäß an und nippte daran. Die Flüssigkeit schmeckte angenehm. Es hätte Honig sein können, wenn der würzige Geschmack nach Kräutern nicht gewesen wäre.

Trotzdem leerte Bully die Schale nicht. Auch die Gefährten tranken höchstens einige Tropfen. Hulklin aber reichte bereits die leere Schale zurück. Er schien nicht zu bemerken, daß seine Gäste das Getränk verschmähten, denn er lehnte sich auf dem Fellpolster gegen die Hüttenwand und wiegte den Kopf mit geschlossenen Augen hin und her.

Die Terraner unterhielten sich währenddessen im Flüsterton miteinander. Bully war ärgerlich über Hulkins Verhalten. Der Isaner hätte seiner Meinung nach viel mehr Neugier zeigen müssen, er hätte zum Beispiel zumindest nach der Art der Kleidung seiner Besucher fragen sollen. Statt dessen gab er sich desinteressiert. Das entsprach nicht der Verhaltensform intelligenter Wesen.

Plötzlich fuhr Hulklin auf.

Mit Augen, die Schreck und Wut zugleich ausdrückten, starrte er die Terraner an. Die waren so verblüfft, daß sie nicht schnell genug reagierten, als Hulklin mit einem Satz aus der Hütte verschwand.

Draußen erscholl Gebrüll.

Bully sprang auf und spähte auf den Platz. Unwillkürlich zog er seinen Blaster, als er die immer noch anwachsende Menge erkannte, die sich in der Nähe der Hütte versammelte.

Hinter ihm erklang ein zorniger Ausruf.

Bully drehte sich um. „Was ist los, Bender?“

„Sie nennen uns Monster!“ stieß Bender hervor.

„Wieso...?“

„Der Translator, Sir. Vorhin drang eine einzelne Stimme relativ klar durch. Jemand schrie, man solle die Monster töten.“

Bully schüttelte den Kopf.

„Nehmen Sie Ihren Kram und kommen Sie heraus, alle! Wir wollen sehen, was plötzlich in die Leute gefahren ist! Wir hätten uns mit Schockblastern bewaffnen sollen“, setzte er leiser hinzu. „Auf keinen Fall mit den Impulswaffen auf die Isaner schießen!“ befahl er.

Die Terraner stellten sich nacheinander mit dem Rücken zur Hütte auf.

Bully musterte mit verkniffenen Augen den Aufmarsch der Krieger von Hulklinog. Es bestand jetzt kein Zweifel mehr daran, daß nun System in ihre Bewegungen kam. Ganz offensichtlich ging es ihnen darum, die Heckenschneisen abzuriegeln.

Der Angriff erfolgte ganz unvermittelt.

Eben noch hatten die Krieger wild durcheinander geschrien. Nun schwiegen sie. Gleichzeitig warf sich die erste Reihe zu Boden. Von der zweiten, bis dahin verdeckten Reihe, löste sich plötzlich ein Schwärm Pfeile und Schleudersteine.

Bully, Bender, Rubber und Harding lagen bereits am Boden, bevor die ersten Pfeile und Steinkugeln über ihnen in die Hüttenwand einschlugen.

Von Hakmet dagegen kam nur ein Stöhnen.

Bully fuhr herum und sah, wie der Kosmopathologe langsam an der Wand herabsank. Ein mit Wucht geschleudertes Stein hatte ihn mitten ins Gesicht getroffen.

Bully mußte mit Gewalt an sich halten, um nicht blindlings in die jetzt anstürmenden Krieger zu feuern.

„Sperrfeuer!“ schrie er Bender zu, während er gleichzeitig damit begann, den Boden vor den Angreifern mit seiner Impulswaffe zu bestreichen. Sie wichen schreiend vor der brodelnden Glut zurück, aber nicht weit genug, als daß ein Ausbruch durch die Schneise möglich gewesen wäre.

„Rubber und Harding!“ schrie Bully in das Tosen der Energiewaffen hinein. „Sie nehmen Hakmet und ziehen sich bis zur Hecke hinter uns zurück. Wir decken den Rückzug.“

„Aber die Dornen, Sir!“ wagte Harding einzuwenden.

„Schießt euch eine Gasse!“ tobte Bully. „Oder wollt ihr euch vielleicht eine Gasse durch die Isaner schießen!“

Die beiden Männer verschwanden.

Bully wartete eine Weile. Die Isaner versuchten ständig neue Angriffe, aber sie kamen durch den Feuerriegel nicht hindurch. Bully war sich darüber im klaren, daß sie bald auf den Gedanken kommen mußten, ihnen in den Rücken zu fallen. Wenn er nicht alle Hütten rücksichtslos verbrennen wollte, durfte er nicht so lange warten. Er befahl Bender, sich auch zurückzuziehen.

Als der Psychologe außer Reichweite war, rannte Bully ebenfalls davon, nicht ohne die Isaner vorher durch einige besonders lange Feuerstöße weiter zurückgetrieben zu haben.

Rubber und Harding hatten die Hecke bereits zur 36 Hälfte durchquert, als Bully sie einholte. Er löste sie ab und brannte eine Gasse durch das Gestrüpp, die breit genug war, sie ungeschoren hindurchzulassen.

Die im Bereich des sonnenheißen Impulsstrahles liegenden Pflanzen verwandelten sich von einem Augenblick zum anderen in schwarze, pulvrige Asche. An den Rändern der Gasse züngelten haushohe Flammen zum Himmel, fielen aber nach wenigen Sekunden wieder in sich zusammen, anstatt die ganze Hecke zu erfassen.

Bully war nur zu froh über dieses Phänomen. Die Hitze wäre sonst nicht nur unerträglich gewesen, sondern hätte auch die Hütten des Dorfes entzündet.

Kaum befanden sie sich in der Steppe, als er Hakmets Wunde untersuchte. Sie sah böse aus, aber da der Pathologe noch atmete, hoffte Bully, das Vorderhirn möge nicht zu schwer getroffen sein.

Er schob die Waffe ins Halfter.

„Kommen Sie, Bender! Wir werden ihn tragen. Nachher können uns Rubber und Harding wieder ablösen. Wir müssen schleunigst zur NAGASAKI zurück, wenn der arme Kerl nicht sterben soll!“

Während sie in Richtung des Landungsbootes eilten, ertönte aus dem Dorf zorniges Geheul. Bully schwitzte bei dem Gedanken daran, die Isaner könnten ihnen den Weg zum Boot verlegt haben. In diesem Falle würde es nicht ohne Blutvergießen abgehen.

Aber der kleine, von Wilan rötlich überhauchte Diskus stand so verlassen auf seinem Platz, wie er beim Abmarsch gewesen war.

Behutsam wurde Hakmet ins Innere transportiert.

Nur Sekunden später summten die Gravimotoren hell auf, und das Fahrzeug glitt in einer Parabel in den blutrot leuchtenden Himmel. Unter ihm verschwand Hulkinog, sank die Steppe zurück und wurde der teilweise überwachsene Haufen von Betontrümmern immer kleiner, der, wie Bully von Perry Rhodan wußte, einst die Kuppel des Bunkers Fenomat gewesen war bis die Schockwelle einer nahen Atombombenexplosion aus dem oberirdischen Teil jenen Trümmerhaufen gemacht hatte.

Das alles sah Bully, und er sah es auch wieder nicht. Sein Geist war vollauf damit beschäftigt, ein schier unlösbares Problem zu wälzen: Warum war die Stimmung der Dorfbewohner so jählings umgeschlagen?

Und - was ihm noch wichtiger erschien - wie kamen die primitiven Isaner dazu, einen Begriff zu verwenden, der nur dann Sinn erhielt, wenn jemand zwei physisch und psychisch grundverschiedene Rassen miteinander verglich? Kein vernunftbegabtes Wesen konnte jemals auf den Gedanken kommen, eine Intelligenz, die sich körperlich nicht und geistig nur durch eine höhere Entwicklungsstufe von ihm selbst unterschied, Monster zu nennen.

7.

Neunmal hatten sich Blauauge und der rote Dämon am Himmel abgelöst. Neunmal war der Gluthitze der Blauzeit die labende Kühle der Rotzeit gefolgt. In der Zwischenzeit hatte sich viel ereignet auf Isan. Fremdlinge waren in silbrig schimmernden Gebilden vom Himmel herabgekommen. Man hielt sie für lästige, aber harmlose Besucher, bis man endlich ihre wahre Natur erkannte.

Sie waren Monster - und Monster mußten getötet werden.

Überall in den Dörfern von Isan rotteten sich Männer, Frauen und Kinder gegen die Gefahr zusammen. Hier und da gelang es ihnen, eines der Monster zu töten. Doch die anderen schleuderten jenes Unheilbringende, dessen Name nie über die Lippen eines Isaners kam, gegen sie und wandten sich in seinem Schütze zur Flucht.

Aber sie tauchten bald wieder auf - an Orten, wo man sie nicht vermutet und an Orten, wo eigentlich niemand hätte hinkommen können, weil sie zu gut bewacht waren.

Sie töteten niemals einen Isaner und kämpften nur, um ihr eigenes Leben zu retten.

Aber sie waren Monster.

Von überallher schwärmten Jägertrupps in Steppen und Wäldern aus, die Monster zu finden und zu vernichten.

Thervanog, der Gejagte, wußte von alledem nichts.

Er war unermüdlich in dem Labyrinth unter der Oberfläche Isans umhergeirrt, bis er in den Raum gelangte, der den Schlüssel zur Zukunft für ihn bereithielt - den Schlüssel zu längst verschüttetem Wissen.

Dieser Schlüssel hatte die Form eines Rechtecks, mit einer drehbaren, leuchtenden Walze an der Vorderseite. Jemand, der vor langer Zeit von den Sternen gekommen war, hatte es einst jemand anderem, dem er helfen wollte, geschenkt. Er hatte es nicht als besonders wichtiges Geschenk angesehen, denn ihm konnte diese Maschine - und eine Maschine war es - nichts nützen. Es war auch nicht das Beste gewesen, was er hätte geben können, aber etwas Besseres hatte er zu dieser Zeit nicht verfügbar gehabt.

Thervanog war nicht sogleich dahintergekommen, welchen Wert die Maschine für ihn besaß. Aber die leuchtende Walze, die sich zu drehen begann, wenn man die Hände auf die Platte davor legte und die bunten Bilder, die dann darauf erschienen, hatten ihn neugierig gemacht.

Sehr bald war er darauf gestoßen, daß die Maschine noch mehr konnte als bunte Bilder zeigen. Er hatte gemerkt, daß zu jedem Bild seltsam steife Zeichen auf der Leuchtwalze erschienen und daß zugleich damit von irgendwoher eine Stimme kam, die ihm in seiner Muttersprache Worte sagte, die er kannte und die fast immer zu dem betreffenden Bild paßten.

Es war eine amüsante Unterhaltung gewesen.

Bis Thervanog eine andere Entdeckung machte.

Der Raum neben dem mit der Walze enthielt in bis an die Decke reichenden Regalen verstaubte glatte Gegenstände, die sich aus vielen dünnen Scheiben, ähnlich wie Blätter an den Bäumen, zusammensetzten. Auf diesen Blattscheiben erkannte Thervanog einige der Zeichen wieder, die ihm auf der Leuchtwalze erschienen waren.

Thervanog hatte sich einen der flachen Gegenstände mit zur Maschine genommen und versucht, mit ihrer Hilfe die Zeichen zu enträtseln. Das war ihm sehr schwergefallen.

Darum versuchte er es mit anderen Gegenständen, bis er endlich einen fand, dessen Zeichen sich sowohl leicht enträtseln ließen als auch eine für ihn verständliche Bedeutung besaßen - jedenfalls zum Teil.

Sein Wissen hatte sich enorm vergrößert. Er wußte jetzt, daß die Gegenstände mit den

Zeichen „Bücher“ hießen, der Raum, der sie enthielt, eine „Bücherei“ war und daß es für Blauauge und den roten Dämon noch andere Namen gab: Wilanet und Wilan. Thervanog erkannte auch, daß es Isaner wie er gewesen sein mußten, die jene Höhlensysteme schufen und die Bücher druckten.

Vieles wußte er jedoch noch nicht, oder er verstand es nicht.

Er tappte in den auf dem Boden verstreuten Büchern herum und suchte und suchte. Meist las er nicht allzu lange in ein und demselben Buch; dazu fehlte ihm die Geduld.

Dann fiel ihm ein dünner, primitiv geklebter Einband in die Hände, der den Titel trug: TAGEBUCH DER LETZTEN DES BUNKERS FENOMAT THER UND IVERSA. Thervanog nahm den dünnen Band und setzte sich vor die Lernmaschine.

*

„Nach all den schrecklichen und unerklärlichen Ereignissen, die unsere Rasse wie eine Epidemie überfielen, haben wir beschlossen, einige unserer vergangenen und kommenden Erlebnisse zu Papier zu bringen, vielleicht, daß wir einst diese Erinnerungen veröffentlichen können, vielleicht aber auch nur, damit unser Sohn Thervi einmal die Welt um ihn begreift, wenn wir nicht mehr da sind.

Das Unglück begann eigentlich mit dem Ausbruch des Krieges zwischen den beiden Staaten Othahey und Heyatha. Beide Seiten setzten Atomwaffen ein und bombardierten sich gegenseitig so lange, bis entweder die Raketen verschossen waren oder die Abschußbasen nicht mehr existierten.

Leider hatte man zwar Geld genug gehabt, um Atomwaffen zu bauen, aber wenig, um die Bevölkerung gegen die Wirkung solcher Waffen zu schützen. Im ganzen Staat Heyatha gab es nur fünf Bunker, die genügend Sicherheit boten. Zwei davon befinden sich in der Hauptstadt des Landes, Fenomat. Während man den einen den, in dem wir dieses Buch schreiben - Fenomat nannte, bekam der andere den Namen Sallon.

Weniger die Bombenexplosionen selbst als die anhaltende Strahlung sorgten dafür, daß außerhalb der Bunker niemand überlebte. Im ganzen mögen von den drei Milliarden Isanern vielleicht hunderttausend den Atomkrieg überstanden haben.

Sie konnten sich dessen nicht freuen. Die Vorräte waren aufgezehrt, lange bevor die Oberfläche wieder bewohnbar wurde, ja, lange bevor sich jemand ohne Schutzanzug aus dem Bunker wagen konnte. Der Existenzkampf...“

Thervanog schlug das Buch zu.

Er hatte lange dazu gebraucht, um überhaupt bis Seite zwei vorzudringen, obwohl er die Schriftzeichen relativ schnell im Gedächtnis behielt. Aber auf jeder Zeile tauchten neue Begriffe auf, die er erst mühsam in der Lernmaschine suchen mußte und dann noch nicht einmal immer verstand.

Er wußte zum Beispiel nicht, was ein Atom war, und so konnte er sich von einem „Atomkrieg“ keinen rechten Begriff machen, obwohl „Krieg“ ihm nicht unbekannt war.

Zwar verwies ein entsprechender Vermerk auf der Leuchtwalze auf das „Lexikon“, und Thervanog hatte diese dicken Bände schon mehrmals benutzt, aber die Auskunft, das Atom sei der kleinste Teil eines Elements, der noch dessen chemischen Eigenschaften hat, sagte ihm herzlich wenig.

Mit „Bunker“, so begriff er allerdings sehr bald, war das Labyrinth gemeint, in dem er sich befand und wo er das Lesen erlernt hatte. Auch war ihm klar, daß die Bunkerbewohner nicht erfreut gewesen sein mochten, als ihnen die Vorräte ausgingen, und daß sie sich nicht auf die Oberfläche wagten, verstand er auch. Vielleicht durften auch sie sich nicht vor den Dorfleuten sehen lassen.

Immerhin mußten sie sich auf irgendeine Weise neue Vorräte beschafft haben, denn Thervanog fand davon genug in einigen Räumen des Bunkers. Zuerst hatte nur der Hunger die

bräunlichen Riegel, die so gar nicht nach Nahrung aussahen, obwohl sie danach rochen, in ihn hineingetrieben. Sehr schnell jedoch merkte er, daß sie nicht nur den Hunger vertrieben, sondern auch sehr nahrhaft waren. Nachdem er einen Tag lang mit gräßlichen Leibschmerzen dagelegen hatte, wußte er, daß er nicht mehr als einen Riegel pro Tag essen durfte. Im großen und ganzen besaß Thervanog jetzt eine Art Halbwissen, das ihn befähigte, einige Dinge mit anderen Augen zu sehen als vorher, aber ihn noch längst nicht in die Lage versetzte, selber die Initiative zu ergreifen.

So verstand er zum Beispiel noch immer nicht, warum die Dorfleute ihn und seinesgleichen jagten, wo immer sie sie trafen. Er fühlte sich unglücklich darüber, denn seiner Meinung nach bedeutete das nichts anderes, als daß die Immunen irgendeine Fähigkeit nicht besaßen, über welche die anderen in reichem Maße verfügten. Alle anderen hatten schließlich gewußt, warum einige wenige aus der Gemeinschaft ausgestoßen und gejagt werden mußten, nur die Gejagten nicht.

Thervanog beschloß, sich, wenn schon nicht die entsprechende Fähigkeit, so doch das Wissen um die Gründe zu verschaffen, die ihn zu einem Gejagten gemacht hatten.

Ebensogut hätte er in einem Ententeich nach Seeschlangen suchen können.

*

Ein von rötlichem Licht übergossener flacher Stein fiel polternd um.

Eine Weile blieb es still.

Dann erklang das Geräusch hastigen Atmens. Zwei Hände krochen geisterhaft aus dem unregelmäßig geformten Schatten. Ihnen folgte ein schmaler, ebenmäßig geformter Kopf, der mit einem zerbeulten, von Rostflecken übersäten Stahlhelm bedeckt war.

Nach und nach tauchten zuerst der Oberkörper, dann der Unterleib und schließlich die Beine auf.

Es klirrte, als die Gestalt sich behutsam aufrichtete.

Sie steckte bis zu den Knien in einer Tarnplane aus Plastikgewebe. Um die Hüften war ein breiter Ledergürtel geschnallt, an dem allerlei kriegerische Ausrüstung hing - ein Ersatzmagazin für die über der Brust baumelnde Maschinenpistole, ein halbes Dutzend Handgranaten, eine kurzläufige Feno-Automatik, ein Seitengewehr und eine Taschenlampe.

Unterhalb der Plane schauten die zerknitterten Beinkleider eines Strahlenschutzanzuges und die dazugehörigen Plastikstiefel heraus.

Die Gestalt war kein anderer als Thervanog.

Für ihn war es nicht schwer gewesen, die im Bunker lagernden Waffen als solche zu erkennen. Natürlich hatte es einige Zeit gedauert, bis er sich mit ihrer Funktionsweise vertraut gemacht hatte, und die Lernmaschine hatte ihm auch dabei geholfen. Die Auswahl der Ausrüstung war allerdings ihm allein überlassen gewesen. Nun, und dafür war sie ihm ganz gut gelungen.

Da Thervanog keinen anderen Weg nach draußen kannte als den, auf dem er in den Bunker hineingelangt war, hatte er sich mühselig die halb durchgerosteten Stahlsprossen hochgezogen und das Stück Bodenplatte, das er zuerst für einen Stein gehalten hatte, nach außen gedrückt.

Jetzt stand er auf dem Trümmerhügel und blickte hinab in die Steppe, in die Richtung, in der das Dorf Hulkinog liegen mußte. Der Nachtwind brachte den betäubenden Duft der Blumenpflanzen mit, und Thervanog war versucht, eilends nach Hulkinog zu laufen und den Leuten dort klarzumachen, welche Wunder ihrer in dem alten Bunker Fenomat harrten. Glücklicherweise siegte die Vernunft über das Gefühl. Thervanog wußte, daß man ihn umgebracht haben würde, bevor er den Dorfleuten seine Absicht auch nur angedeutet hätte.

Als er sich dann doch auf den Weg nach Hulkinog machte, geschah dies in der Art eines wilden Tieres, das auf Raub aus ist. Und auf Raub war Thervanog aus.

Auf Menschenraub.

Er kam allerdings nicht weit, bis er merkte, daß er nicht der einzige war, der nachts in der Grassteppe umherlief. Von irgendwoher kam ein kurzer, fragender Laut, dem gleich darauf ein ebenso kurzer Ruf antwortete.

Thervanog zuckte zusammen und duckte sich.

Die Antwort war aus nächster Nähe gekommen.

Er fragte sich vergebens, was die Leute von Hulkanog nachts in der Steppe suchten. Normalerweise schliefen sie zu dieser Zeit, es sei denn, irgendwo würde ein Opferritus veranstaltet. Danach sah es jedoch nicht aus.

Der Wind trug jetzt plötzlich leise Schritte und geflüsterte Stimmen herüber. Es dauerte nicht lange, bis Thervanog erkannte, daß die Geräuschquelle sich auf ihn zubewegte. Geschmeidig wich er einige Schritte zur Seite und blieb vornübergeneigt stehen.

Jetzt erst merkte er, daß er eine Menge unnützes Zeug mit sich herumtrug. Schließlich war es nicht seine Absicht, die Dorfleute zu töten. Er wollte einen von ihnen lebend fangen. Dabei würde ihm jedoch weder die Maschinenpistole noch die Handgranaten etwas nützen. Ihr Lärm mußte unweigerlich ganz Hulkanog alarmieren. Kurz entschlossen legte er die Maschinenpistole und den Waffengurt ab. Nur die Feno-Automatik behielt er, und die faßte er so an, daß sie ihm als Schlaginstrument dienen konnte.

Nur wenige Schritte von seinem Standort entfernt teilten sich jetzt die Wedel des hohen Steppengrases. Eine Kette halbnackter Jäger trabte in dem typischen schlenkernden Lauf heraus und vorüber. Die Männer trugen Speere und Gulluhs in ihren Fäusten. Thervanog lief es eiskalt über den Rücken.

Sollte er die Ausdauer der Dorfleute doch unterschätzt haben? Umkreisten sie vielleicht ständig die Umgebung der Stelle, an der er ihnen entkommen war? Aber dann schalt er sich einen Narren. Wenn es so wäre, dann setzte dies voraus, daß sie von seinem Unterschlupf wußten, und in dem Falle hätten sie sicherlich einmal versucht, ihn dort herauszuholen. Nein, sie mußten annehmen, er sei längst aus diesem Gebiet verschwunden.

Trotzdem verfolgten sie einen bestimmten Zweck mit ihrem nächtlichen Streifzug. Ohne Grund rannte kein Isaner zur Zeit des roten Dämons außerhalb des Dorfes herum. Etwas mußte während seiner Abwesenheit geschehen sein!

Thervanog sagte sich folgerichtig, daß er nun um so mehr Gründe besaß, seinen Plan auszuführen. Er sah aber auch ein, daß er es nicht mit dieser ganzen Gruppe aufnehmen konnte, wollte er nicht doch seine Waffen einsetzen. Also half nichts weiter, als auf eine bessere Gelegenheit zu warten. Und die Gelegenheit kam!

Die Jägerkette, insgesamt waren es acht Männer gewesen, war längst wieder vom rötlichen Dämmer der Steppe verschluckt worden, als erneut der ferne Schrei erscholl. Die Antwort erfolgte genauso schnell wie beim erstenmal. Aber diesmal sah Thervanog den Antwortenden. Es war ein einzelner Jäger, der, nur mit Pfeil und Bogen bewaffnet, der Spur der anderen folgte. Offenbar verständigte er sich dabei mit einem anderen, der wiederum einer Jägergruppe folgte. Thervanog schloß daraus, daß diese Einzelgänger das Vorgehen der Gruppen koordinierten. Natürlich mußte der Ausfall eines solchen Mannes rasch bemerkt werden. Thervanog hoffte jedoch, in dieser Zeitspanne ein Versteck zu erreichen.

Als der Mann ahnungslos an ihm vorüberging, schnellte Thervanog sich vor. Mit zwei Sätzen hatte er ihn erreicht, und während er mit dem einen Arm die Kehle zusammenpreßte, schlug er ihm den Kolben der Feno-Automatik mehrmals gegen den Hinterkopf.

Der Einzelgänger sackte schlaff zusammen.

Thervanog ließ ihn fallen und rannte, um seine abgelegte Ausrüstung zu holen. Er schnallte erneut den Waffengurt um, hing sich die Maschinenpistole vor die Brust und lud sich danach seinen Gefangenen auf den Rücken.

Dann rannte er davon.

Erst jetzt wurde ihm bewußt, daß er die neue Lage nicht in seinen Plan einkalkuliert hatte. Zwar war es nicht seine Absicht gewesen, den Gefangenen in den Bunker zu schaffen - das

wäre schon wegen der umständlichen Kletterei nicht möglich gewesen - aber er hatte gedacht, den Mann wenigstens nicht gar so weit tragen zu müssen.

So, wie die Dinge jetzt lagen, durfte er aber nicht hierbleiben. Man würde den Einzelgänger bald vermissen, nämlich dann, wenn er auf einen Zuruf nicht mehr antwortete. Die Jägertruppe hätten ihn dann ganz sicher gefunden. Also mußte er möglichst weit weg.

Zähigkeit und Ausdauer hatten Thervanog über viele Jahre hindurch am Leben erhalten. Von diesen Eigenschaften hatte er nichts eingebüßt. Im Gegenteil! Die neuntägige Ruhe und das regelmäßige Essen waren gerade kurz genug gewesen, ihn kein überflüssiges Fett ansetzen zu lassen und lange genug, die Reserven seines ausgepumpten Körpers zu ersetzen.

Er eilte mit weiten Sätzen durch das Steppengras, wobei er einen Kurs einhielt, der ihn im rechten Winkel zur derzeitigen Marschrichtung seiner künftigen Verfolger fliehen ließ. Um sein Versteck machte er sich weniger Sorgen. Er hatte den Stein wieder über die Öffnung gelegt, und kein Isaner würde auf den Gedanken kommen, die einzelnen Steine des Trümmerhaufens umzuwenden, um nachzusehen, ob darunter vielleicht jemand lag.

Nach zwei Stunden - auch diesen Begriff verdankte er der Lernmaschine - hielt er an und ließ seine sich bereits wieder regende Last zu Boden gleiten. Mit Kupferdraht aus dem Bunker fesselte er dem Gefangenen Hände und Füße. Dann setzte er sich neben ihn, so daß er sein Gesicht im Auge behielt, und wartete. Er brauchte nicht lange zu warten.

Der Jäger schlug die Augen auf - und schloß sie sofort wieder, während seine Züge sich in zornigem Entsetzen verzerrten.

Thervanog hob die Maschinenpistole.

„Wenn du schreist, muß ich dich töten!“ warnte er.

Der Gefangene schlug die Augen zum zweitenmal auf und starrte verständnislos in den Lauf der unbekannten Waffe.

„Du bist ein Immuner. Was willst du?“

„Ich heiße Thervanog, und du?“

„Mein Name ist Herkamer. Aber was spielt das schon für eine Rolle. Du bist ein Immuner und mußt sterben. Es wird dir nichts nützen, daß du mich gefangen hast.“

„Nun, vielleicht doch.“ Thervanog versuchte ein freundliches Lächeln.

„Du wirst bald wieder frei sein, wenn du mir einige Fragen beantwortet hast.“

Herkamer zuckte nur mit den Schultern.

Thervanog seufzte.

„Du hast sofort gewußt, daß ich ein Immuner bin. Wie konntest du das überhaupt wissen? Du siehst mich zum erstenmal in deinem Leben.“

„Deine Stirn ist braun, Thervanog, und zwar vollständig braun, während meine einen weißen Strich von oben nach unten aufweist. Diesen weißen Strich bekommen alle erwachsenen Dorfleute. Nur der Älteste kennt das Mittel, ihn zu erzeugen. Wer ihn nicht besitzt, ist ein Immuner - wie du.“

„Aber warum habe ich nicht auch diesen Strich bekommen?“

„Weil du ein Immuner bist.“

„Na schön“, resignierte Thervanog. „Was ist ein Immuner eigentlich?“

„Ich glaube dir nicht, daß du die Antwort nicht weißt, Thervanog, obwohl alle Immunen, die wir bisher fingen, dasselbe behaupteten. Trotzdem will ich es dir sagen: Ein Immuner ist einer, der eine Gefahr für alle Dörfer bedeutet. Er trägt das Böse in sich. Darum muß er den Moogani-Pflanzen dargebracht werden, die mit ihren Wurzeln das Böse aus seinem Körper saugen und in Wohltat verwandeln.“

Thervanog überlegte eine Weile mit gekrauster Stirn. Dann schüttelte er enttäuscht den Kopf.

„Deine Antwort befriedigt mich nicht, Herkamer. Was ist ‚das Böse‘ in einem Immunen? Wie macht es sich bemerkbar?“

„Das Böse ist das Böse“, murmelte Herkamer und starrte dabei geistesabwesend in die Luft.

„Jeder Dorfbewohner erkennt das Böse sofort und weiß, in wessen Körper es wohnt.“

Thervanog wollte auffahren, überlegte es sich aber anders, als er den geistesabwesenden Zug auf Herkamers Gesicht sah. Er erkannte plötzlich, daß alle seine Mühen vergebens gewesen waren. Offenbar war das Erkennen eines Immunen allein Sache des Gefühls. Gefühle aber vermag niemand einem anderen zu erklären.

Da war aber noch eine Sache, die Thervanog interessierte.

„Warum sind die Jäger des Dorfes heute nacht unterwegs?“

„Nacht...?“ fragte Herkamer verständnislos. „Was ist das: Nacht?“

Erst diese Frage machte Thervanog in vollem Umfang klar, welche Kluft bereits jetzt, nach neun Tagen, zwischen seinem und dem Denken seiner Rassegenossen - auch das war ein Begriff der Lernmaschine — klaffte.

„Nacht ist ein anderer Ausdruck für die Rotzeit, in welcher das Auge des Dämons vom Himmel blickt. Was also trieb euch während der Rotzeit in die Steppe?“

„Wir warten auf die Monster“, sagte Herkamer.

„Monster...?“ Thervanog überlegte, ob das Wort schon einmal in der Lernmaschine aufgetaucht sei. Vergeblich. „Was sind ‚die Monster‘?“

„Die Monster sind Geschöpfe des Bösen. Sie kommen von einem Dorf, das ‚von den Sternen‘ heißt. Wir müssen sie vernichten, sonst vernichten sie uns.“

„Von den Sternen?“ Diesen Begriff kannte Thervanog. Desto unverständlicher erschien ihm Herkamers Antwort. Wie konnte etwas von einem glühenden Gasball wie zum Beispiel Wilanet kommen - außer Licht und Wärme? Er ahnte jedoch, daß Herkamer die mysteriöse Bezeichnung „von den Sternen“ tatsächlich für den Namen eines anderen Dorfes hielt. Es würde keinen Zweck haben, ihm die wahre Bedeutung erklären zu wollen, konnte Thervanog doch selbst nicht allzuviel damit anfangen.

„Wie sehen denn die Monster aus?“

„Fast so wie wir, Thervanog. Aber sie sind noch schlimmer als ihr Immunen. Sie schleudern das Unaussprechliche gegen uns. Trotzdem wollen wir auch ihre Körper von dem Bösen erlösen, so wie wir es mit euren Körpern tun.“

„Ich verstehe dich nicht“, gab Thervanog zu. „Wo sind denn die Monster?“

„Sie sind geflohen. Aber sie kommen wieder, wie sie bisher immer wiedergekommen sind. Doch diesmal werden wir sie fangen; diesmal entkommen sie uns nicht.“

Thervanog schüttelte den Kopf.

„Wenn ihr gar nicht wißt, wann und wo sie auftauchen, wie wollt ihr sie dann fangen?“

In Herkamers Augen blitzte es auf.

„Wir wissen, daß wir sie fangen. Sie werden schlafend in der Steppe liegen und sich nicht wehren können.“

„Woher wißt ihr das?“ fragte Thervanog beklommen.

„Wir wissen es. Ist das nicht genug?“

8.

Es kam, wie es kommen mußte. Die benachbarten Bunker versuchten, sich mit Gewalt Proviant aus dem nächsten Bunker zu holen. Angestachelt wurden sie noch dazu oft von Leuten, die sich zu Diktatoren innerhalb des eigenen Bunkers gemacht hatten.

Natürlich waren sowohl Bevölkerungszahl wie auch Vorräte in jedem Bunker etwa gleich groß, so daß durch diese Aktionen niemand einen Nutzen errang.

Der Hunger aber blieb.

Wer weiß, wie alles noch gekommen wäre. Die Leute vom Bunker Sallon hatten uns im Bunker Fenomat überfallen, indem sie einen unterirdischen Gang von sich, zu uns trieben. Vielleicht wären sie in ihrer Verzweiflung auf den Gedanken gekommen, uns aufzufressen - möglich ist alles, wenn der Hunger in den Gedärmen nagt und bohrt - aber im letzten Augenblick geschah so etwas wie ein Wunder. Ein Mann tauchte auf.

Zuerst kam er nur allein. Er befand sich plötzlich mitten im Bunker Sallon, ohne daß eine Wache ihn aufgehalten hätte. Mit seinen allen Isanern weit überlegenen Waffen, vor allem aber mit seinem scharfen Verstand, befreite er innerhalb weniger Stunden den Bunker Fenomat, trieb den Diktator von Sallon, Belal, in die Flucht und beseitigte die Diktatur in Sallon.

Dieser fremde Mann, der von den Sternen kam...

Weiter las Thervanog nicht.

„Der von den Sternen kam...“, murmelte er. Da war es wieder, dieses Wort. Er stützte den Kopf in die Hände und überlegte. Der Bericht war sehr alt, das wußte er. Außerdem war niemand von den Dorfleuten je in den Bunker gekommen, konnte also dieses Wort nicht dem Bericht entnommen haben. Dennoch tauchte es jetzt wieder auf.

War vielleicht doch etwas Wahres daran?

An der Aussage des Gefangenen konnte man zweifeln, denn er wußte nicht, was ein Stern überhaupt war. Diejenigen jedoch, die diesen Bericht verfaßt hatten, mußten es wissen, denn neben ihnen standen die Bücher, die vom Wesen der Sterne berichteten.

Thervanog erhob sich und lief unruhig in dem Zimmer hin und her.

Angenommen, die Bezeichnung „von den Sternen“ bedeutete weiter nichts als von sehr weit her, was blieb dann von beiden Geschichten noch übrig?

Mehr als genug, fand Thervanog. Einmal war vor langer Zeit tatsächlich ein Fremder gekommen und hatte den Bunkerbewohnern geholfen. Ein andermal, und zwar in der Gegenwart, mußten gleich mehrere der Fremden aufgetaucht sein. Was sie beabsichtigten, war ungewiß. Gewiß schien nur die Tatsache, daß die Dorfleute sie ebenso jagten wie ihn selbst, nur mit einer anderen Begründung.

Aber wie war Herkamer zu der Gewißheit gelangt, man würde die Fremden schlafend in der Steppe finden?

Thervanog schüttelte den Kopf.

Das war natürlich Unsinn! Kein Isaner konnte wissen, was ein anderer zu einer späteren Zeit tun würde. Noch weniger konnte er vorhersagen, daß man jemand, der noch gar nicht da war und von dem man auch nicht wußte, wann er auftauchte, zur Nachtzeit schlafend vorfinden und mühelos überwältigen würde. Blieb nur die eine Schlußfolgerung, daß der Älteste von Hulkanog seinen Jägern ein Märchen erzählt hatte, um sie in die Steppe zu bekommen.

Um so weniger konnte Thervanog sich seine Unruhe erklären.

Immer stärker wurde das Verlangen, nach oben zu steigen und die Steppe zu beobachten. Aber einen triftigen Grund dafür konnte er sich nicht nennen.

Schließlich setzte sich Thervanog wieder an den rechteckigen Tisch und dachte nach.

Durfte er sich jetzt überhaupt hinauswagen? Zwar wußte Herkamer nicht, woher er gekommen war, denn er hatte ihn nach dem Verhör erneut bewußtlos geschlagen und allein in der Steppe liegen lassen, zwei Stunden schnellen Laufes vom Bunkereingang entfernt. Die Jäger würden also hauptsächlich in der Nähe dieses Ortes suchen. Die Frage war nur, ob sie überhaupt alle nach ihm suchen würden, da sie doch den Fremden auflauerten. Ja, so konnte es sein! Einige suchten nach ihm, die anderen durchstreiften weiterhin die Steppe. Aber alle wären vor ihm gewarnt und würden die Augen weit besser aufhalten als vorher.

Nein, es war zu riskant. Er würde nicht hinausgehen!

Doch während Thervanog mit seinem Verstand noch an diesem Entschluß festhielt, begann er bereits mit der Zusammenstellung einer neuen Ausrüstung.

Dabei ließ er zum ersten Male die Erfahrung mitsprechen. Er zog nur eine dünne, grün, gelb und braun gefleckte Plastikkombination an, schnallte sich den Gürtel um und steckte die Feno-Automatik ins Halfter.

Zwischen Gürtel und Kombination schob er eine starkläufige Waffe, die als Leuchtpistole bezeichnet worden war. Er hoffte, damit eine stärkere Wirkung auf eventuelle Verfolger ausüben zu können als mit allem anderen.

Der Grund dafür lag in einem Tabu, das ihn von Kindheit auf begleitet hatte - bis er zum Gejagten geworden war.

Das Tabu des Unaussprechlichen.

Thervanog hatte erst mit Hilfe der Lernmaschine den Namen dafür erfahren, den Namen „Feuer“. Feuer war vorher etwas gewesen, was gelegentlich vom Himmel kam und manchmal Bäume in Brand setzte. Einige Male war auch die Steppe in Brand geraten und hatte die Dörfer bedroht. Kein Wunder, daß die Isaner sich so davor fürchteten, daß sie seit Generationen den Namen dafür nicht mehr aussprachen - obwohl sie es einst getan haben mußten.

Einmal, während der Zeit, als er noch keine feste Bleibe gefunden hatte, war ein älterer Mann zu ihm gestoßen. Kerkillag, wie er hieß, lehrte ihn, das vom Himmel gefallene Feuer am Leben zu erhalten. Sie konnten sich damit Fleisch braten, und es schmeckte viel besser als roh.

Leider wurden sie eines Tages von Jägern entdeckt. Thervanog konnte fliehen. Kerkillag hingegen wurde gefangen und starb den Opfertod. Seit dieser Zeit hatte Thervanog wieder das Feuer gemieden, weil er glaubte, der Rauch könne ihn verraten.

Das Feuer jedoch, das in den Patronen der Leuchtpistolen enthalten war, machte sich erst bemerkbar, wenn man die Patrone abgeschossen hatte. Thervanog hatte es in einem langen Gang ausprobiert und wäre beinahe vor Entsetzen davongelaufen. Den Jägern würde es noch schlimmer gehen, wußte er. Sie, für die das Feuer seit jeher das Schrecklichste von allem bedeutete, mußten angesichts explodierender Leuchtpatronen halb wahnsinnig vor Angst werden.

So gerüstet, machte Thervanog sich auf den Weg nach oben.

Dieses Mal schob er den Stein behutsamer beiseite, denn nun wußte er, daß er nicht allein in der Steppe war. Kein Geräusch durfte sein Versteck verraten, denn obwohl er keinen Angriff zu fürchten hatte, würde ihn die Tatsache einer Entdeckung höchstwahrscheinlich für immer in den Bunker verbannen.

Obwohl Thervanog diesmal mit der Anwesenheit von Jägern in der Steppe gerechnet hatte, war er ziemlich erschrocken, ihre Stimmen so nahe seines Versteckes zu hören.

Vorsichtig kroch er aus dem Spalt. An einem Betonbrocken zog er sich langsam in die Höhe - und zuckte zurück.

Unterhalb des Trümmerhügels lärmte eine ganze Jägergruppe.

Erst, nachdem Thervanog zum zweitenmal hingesehen hatte, erkannte er, daß nicht nur Dorfleute dort unten waren. Vielmehr standen die Jäger in weitem Kreis um einen riesigen, kreisrunden abgeflachten Gegenstand herum, der auf kurzen, gedrungenen Metallbeinen in

der Steppe hockte. Er warf die roten Strahlen Wilans als schimmernde Reflexe zurück.

Thervanog blinzelte mit den Augen und wischte sich die Tränen fort. Irgend etwas mußte ihm in die Augen geflogen sein. Gleichzeitig fühlte er sich müde und zerschlagen. Er schüttelte das Gefühl ab und starrte weiter nach unten.

Er glaubte plötzlich zu träumen.

Die Jäger schienen soeben aufbrechen zu wollen. Sie hoben etwas, das durch ihre Körper bisher Thervanogs Sicht entzogen gewesen war, auf ihre Schultern. Thervanog erkannte Tragen.

Und auf den Tragen lagen, mit Lederschnüren fest umwickelt, reglose Gestalten in fremdartiger Kleidung.

Thervanog blies unwillig die Luft aus, denn vom Dorf herüber war eine Wolke Blütenstaub geweht, die einen fast unerträglichen Duft verströmte. So stark hatten die Blütenpflanzen noch nie geduftet.

Thervanog betrachtete wieder die gefesselten Gestalten. Kein Zweifel, so kleidete sich kein Isaner. Selbst die im Bunker liegende Kleidung unterschied sich wesentlich davon.

Waren das die Fremden von den Sternen, von denen Herkamer berichtet hatte? Wenn das stimmte, dann war die Prophezeiung des Jägers in Erfüllung gegangen. Konnte es so etwas geben? Thervanogs Gedanken vollführten einen irren Tanz. Er vergaß darüber sogar die Jäger mit ihren Gefangenen. Er bemerkte nicht einmal, daß der ganze Trupp nun in Richtung Hulkanog aufbrach.

Er konnte es auch nicht bemerken, denn er schlief.

*

Die blauen Strahlen Wilanets krochen gerade über den Horizont, als Thervanog erwachte.

Verschlafen richtete er sich auf. Dann rieb er sich erstaunt die Augen. Kein Zweifel: Er hatte nicht etwa auf einer der weichen Lagerstätten im Bunker gelegen, sondern auf harten Betonplatten!

Er grübelte darüber nach, wie er wohl hierhergekommen sei. Nach und nach wurde die Erinnerung an die Geschehnisse der vergangenen Nacht wieder lebendig. Er hatte die Steppe beobachten wollen, um zu sehen, was die Jäger dort taten. Der Zufall hatte das Wichtigste direkt vor seinen Augen geschehen lassen. Obwohl das unmöglich schien, mußten die Jäger von Hulkanog auf irgendeine Weise die Fremden von den Sternen kampflos überwältigt haben, denn kein getöteter Isaner hatte im Steppengras gelegen.

Aber acht Fremdlinge waren gefesselt abtransportiert worden!

Acht von denen, die Herkamer Monster genannt hatte.

In jähem Schreck erkannte Thervanog, daß er nur wie durch ein Wunder dem gleichen Schicksal entgangen war. Wenn die Jäger den Trümmerhügel abgesucht hätten, wäre er entdeckt worden, denn er hatte geschlafen, so fest geschlafen wie seit langem nicht.

Wie konnte das überhaupt geschehen? Thervanog mußte sich eingestehen, daß es keine Erklärung dafür gab, wenigstens keine vernünftige. Er war weder übermüdet gewesen, noch hatten ihn seine Beobachtungen gelangweilt. Im Gegenteil! In einem Augenblick höchster Spannung war er vom Schlaf übermannt worden.

Der alte Dämonenglaube, durch das im Bunker erworbene Wissen nur überlagert, brach wieder durch. Nur Dämonen besaßen ja die Macht, Wunder zu vollbringen. Und es waren gleich zwei Wunder geschehen: Herkamers Voraussage hatte sich erfüllt; und er war in tiefen Schlaf versetzt worden.

Thervanog fürchtete plötzlich, er habe sich durch seine Neugier den Zorn der Dämonen zugezogen. Rasch machte er sich auf den Rückweg in den Bunker.

Aber schon auf der ersten Sprosse zögerte er.

Wenn die Dämonen ihm ernstlich zürnten, hätten sie ihn da nicht von den Dorfleuten

ergreifen lassen? Nur zu leicht hätten sie ihn hier oben finden können. Daß sie ihn nicht gefunden hatten, war das nicht ein Wunder, und zeugte dieses Wunder nicht eher von der Gunst der Dämonen als vom Gegenteil? Thervanog kletterte wieder ins Freie.

Obwohl er jetzt von der Gunst der Dämonen überzeugt war, vertraute er ihr jedoch nicht, sondern beachtete alle seine eingefleischten Vorsichtsmaßnahmen, als er von dem Hügel in die Steppe stieg.

Es war ein gutes Marschieren zu dieser Tageszeit. Wilanets Strahlen fielen noch sehr flach ein und hatten die Nachtkühle nicht völlig vertreiben können. Die Wedel des Steppengrases hingen nicht schlaff nach unten, sondern breiteten sich noch unbekümmert aus. In zwei Stunden würde es anders aussehen. Thervanog dachte daran, daß nun bald die Regenzeit einsetzen mußte, und bei diesem Gedanken fühlte er Dankbarkeit in sich aufsteigen für die Dämonen, die seine Schritte zu dem schützenden Bunker geleitet hatten.

Im Gegensatz zur Nacht gab es keine Anzeichen für die Anwesenheit von Jägern. Thervanog konnte sich den Grund dafür denken. Im Dorf würde man die Gefangennahme der Monster feiern und sich auf den bevorstehenden Opferritus vorbereiten. Es gab eine Menge Vorbereitungen dafür, wie Thervanog sich erinnerte, und sie liefen stets im gleichen umständlichen Schema ab.

Unbehelligt erreichte er schließlich die Moogani-Hecke, hinter der die schmutzigen Kegel der Hütten aufragten. Thervanog lauschte. Aber er hörte nicht viel. Es war verhältnismäßig ruhig in Hulkinog. Nur dann und wann stieg rauher Gesang aus wenigen Kehlen in den Himmel, brach jedoch immer sehr schnell wieder ab.

Gern hätte Thervanog sich im Schutze der Hecke noch näher herangeschlichen. Er wußte aber genau, daß so etwas unmöglich war. Die unzähligen spitzen Dornen der Moogani waren trotz der herrlich duftenden Blüten so giftig, daß ein Isaner in wenigen Sekunden daran starb. Aus diesem Grunde hatte sich ja jedes Dorf mit einer Hecke umgeben.

Sehr gern hätte Thervanog auch von dem goldgelben süßen Saft getrunken, von dem jeder Blütenkelch erfüllt war. Aber nirgends waren die Blüten so nahe am Rande der Hecke, daß er eine davon hätte erreichen können. Er entsann sich, daß dies schon so gewesen war, als er noch als Kind in einem Dorf lebte. Die anderen Kinder naschten ab und zu von dem Moogani-Saft, und sie fanden auch immer Blüten, die sie gefahrlos pflücken konnten. Nur wenn er es ihnen gleichtun wollte, schienen die Blüten sich abzuwenden und die Dornen dichter zu sein als an anderen Stellen.

Es schien ihm nachträglich, als hätten die Pflanzen früher als die Dorfleute gespürt, daß er anders als die anderen war.

Für eine Weile wurde Thervanog von seinen Erinnerungen überwältigt. Er sah sich als Knaben mit den anderen zwischen den Hütten spielen, lauschte den Erzählungen seiner Mutter von den Dämonen und begleitete inmitten einer fröhlich lärmenden Schar die Jäger ein Stück in die Steppe hinaus. Dann verdüsterte sich das Bild, als er an die schrecklichen Opferriten dachte, mit denen man Tote und Immune den Pflanzen übergab. Zuerst war er noch zu jung gewesen, um Grauen dabei zu empfinden. Eine gewisse grausame Neugier hatte überwogen. Später aber war jeder Opferritus eine Tortur für seine Seele gewesen, während seine Altersgefährten immer mehr Gefallen daran zu finden schienen.

Thervanog schreckte aus seinen Erinnerungen auf, als wieder einmal lauter Gesang erscholl. Er spürte, daß seine Stirn sich mit unzähligen feinen Schweißperlen bedeckt hatte. Mechanisch wischte er mit dem Arm darüber hinweg.

Wie er so dastand, war er nicht mehr als ein verstoßenes Wesen, das sich zu den Seinen zurücksehnte, gleichzeitig aber von ihrem Verhalten abgestoßen wurde; ein hin- und hergerissenes Häufchen Unglück, das mit sich, der Welt und den Dämonen haderte.

Rechtzeitig genug entsann er sich der Tatsache, daß man ihn ebenso wie die Monster jagen und opfern würde, sobald man ihn nur zu Gesicht bekäme. Sonst wäre er womöglich schnurstracks ins Dorf hineingelaufen, nur, um einmal wieder in der Nähe anderer Leute sein

zu können.

Mit Verwunderung nahm er die Tränen wahr, die ihm die bärtigen Wangen hinabliefen und auf seine Plastikkombination tropften. Zornig über sich selbst, schneuzte er sich durch die Finger, rückte er seinen Waffengurt gerade und lief entschlossen auf die Heckenschneise zu.

Erst, als er schon halb durch die Schneise hindurch war, entsann er sich, daß ein solches waghalsiges Vorgehen nicht in seinem Plan gelegen hatte. Einen Augenblick zauderte er. Dann siegte unbewußt sein verletztes Selbstwertgefühl, und er schritt weiter.

Glücklicherweise war die Schneise nicht geradlinig angelegt, sondern zog sich schief und krumm durch den Pflanzenwall, so, wie die Moogani gerade gewachsen waren. Während er flüchtig daran dachte, warum die Pflanzen überhaupt einen Durchgang gelassen hatten - denn kein Isaner hätte je eine Moogani beschädigt erreichte er die letzte Biegung.

Thervanog legte sich behutsam auf den Boden und kroch den letzten Meter. Dann spähte er um die Ecke.

Das Dorf war wie ausgestorben.

Trotzdem drang jetzt wieder Gesang an Thervanogs Ohren. Er versuchte, die Richtung zu bestimmen und kam zu dem Ergebnis, daß der Gesang aus einer der Hütten schallte.

Jetzt brach er wieder ab.

Dafür begann in einer anderen Hütte eine einzelne Stimme zu grölen. Thervanog erkannte mit Schauern den beschwörenden Singsang, der den Dämonen neue Opfer ankündigen sollte.

Alle Dorfleute mußten sich in den Hütten aufhalten.

Thervanog setzte mehrmals zum Sprung zwischen die Hütten an. Jedesmal hielt ihn sein Instinkt wieder zurück. Er wußte, daß man von den Hütten aus nicht sehen konnte, was draußen vor sich ging; er wußte aber auch, daß nur einer zufällig herauszutreten und ihn zu sehen brauchte, um das Dorf augenblicklich auf die Beine zu bringen.

Endlich gelang es ihm doch, seine Furcht zu überwinden. Fast lautlos huschte er zwischen den Hütten dahin, versuchte sich zu orientieren und eilte dann zielsicher in die Richtung, in der sich der Dorfplatz befinden mußte.

Er wußte genau, was ihn dort erwarten würde.

Dennoch stand er wie versteinert, als er die acht gefesselten Fremden erblickte, die auf dem hartgetretenen Boden des Platzes lagen, schutzlos den immer sengender herabstechenden Strahlen Wilanets ausgesetzt.

Zum erstenmal sah er ihre Gesichter.

Besonders eines fesselte ihn. Es war das Gesicht eines hageren Mannes, aus dem ihn der Blick zweier Augen traf, die ihn sofort in ihren Bann zogen.

Thervanog glaubte Erstaunen aus ihnen zu lesen, neben dem Erstaunen aber auch so etwas wie eine stumme Aufforderung. Er konnte sich nicht losreißen von diesem Blick.

Da ertönte wieder der beschwörende Gesang.

Thervanog zuckte zusammen, sah sich hastig um und wich dann Schritt für Schritt zurück, wobei er die Augen senkte, um den einen Fremden nicht mehr ansehen zu müssen.

Er hatte fast die Schneise erreicht, als aus der am nächsten liegenden Hütte eine Frau heraustrat, das helle Haar zerzaust und die Züge ekstatisch verkrampft. Zuerst schien sie durch ihn hindurchzusehen, aber dann formte ihr Mund einen gellenden Schrei.

Thervanog wandte sich um und rannte in panischem Entsetzen davon.

Hinter sich hörte er Lärm aufbranden. Er kümmerte sich nicht darum, sondern stürmte unaufhaltsam der Steppe entgegen, tauchte zwischen den inzwischen erschlafte Graswedeln unter und warf sich förmlich vorwärts.

Nur einmal blieb er stehen. Das war, als ein besonders kraftvoll abgeschnellter Pfeil dicht an seinem Ohr vorüberzischte und sich mit dem giftigen Dorn in den rissigen Boden bohrte.

Thervanog riß keuchend die Leuchtpistole heraus, zielte schräg nach oben und zog durch.

Ein dumpfer Knall ertönte. Pfeifend stieg eine Rauchspur in den Himmel über den Verfolgern. Etwas zerplatzte mit lautem Knall, und ein greller, blendender Lichtpunkt

taumelte dem Steppengras entgegen.

Thervanog hörte noch einige erstickte Schreie. Dann war es still. Er wußte, daß die Jäger nun die Gesichter in den Händen bargen, um das Unaussprechliche nicht sehen zu müssen. Noch eine Patrone schoß er ab, dann hastete er weiter, glücklich, noch einmal entkommen zu sein. Wie konnte er auch wissen, daß er soeben die größte Chance seines Lebens verpaßt hatte...

9.

„Es waren im ganzen fünf Wesen, die mit einem elliptischen Raumschiff auf Isan gelandet waren. Drei waren Männer, eines eine Frau und das fünfte hatte nicht die geringste Ähnlichkeit mit uns. Als wir es zum erstenmal sahen, hielten wir es für ein gezähmtes Tier. Seine Körperform entsprach etwa der unserer Flußdrodden, es besaß auch das gleiche Fell und den gleichen breiten Löffelschwanz. Allerdings war es viel größer. Aufgerichtet reichte es jedem normal gebauten Isaner bis zum Brustkorbansatz - und es bewegte sich meist in aufrechter Haltung. Was uns jedoch am meisten erstaunte, war seine außergewöhnliche Intelligenz. Es beherrschte nicht nur unsere Sprache, sondern auch die der Fremden ausgezeichnet. Zudem verfügte es über einige besondere Fähigkeiten, die uns völlig fehlen. Aber wir wollen weiter von den Geschehnissen berichten. Trotz ihrer großen Überlegenheit sahen die Fremden von den Sternen nicht geringschätzig auf uns herab. Einer von ihnen opferte sogar sein Leben für uns, als der geflohene Belal die Macht zurückerobern wollte. Sein Grab steht in der Nähe des Bunkers Sallon, dort, wo das Raumboot der Fremden landete.

Ihr Anführer tat aber noch mehr für uns. Rhodan von Terra, wie er hieß, rief ein gewaltiges Sternenschiff von seiner Heimatwelt herbei, das uns frische Lebensmittel und vor allem hochwertige Konzentratnahrung brachte, die wenigstens für hundert Jahre ausgereicht hätten - denn so lange etwa, wurde geschätzt, würde es dauern, bis die gefährliche Strontium-90-Aktivität an der Oberfläche auf ein ungefährliches Maß herabgesunken wäre.

Sie sank aber viel schneller ab, und das ist - unserer Meinung nach - der Quell allen Unheils für Isan geworden. Bereits zehn Jahre später nämlich...“

Nachdenklich knickte Thervanog die letzte Seite an, klappte das Taschenbuch zusammen und schob es beiseite.

Es war eine Menge Probleme, die der alte Text ihm stellte, und er fürchtete, daß er, wenn es so weiterging, die Übersicht und den Zusammenhang gänzlich verlieren würde. Er durfte eben die für ihn unverständlichen Begriffe nicht mehr überlesen, sondern mußte solange nachforschen, bis er sie geklärt hatte. Thervanog begann sofort mit der Arbeit. Der erste unklare Begriff war der eines „elliptischen Raumschiffes“. Glücklicherweise fand er in dem Lexikon einen entsprechenden Vermerk. Es bereitete ihm jedoch große Mühe, die komplizierten Angaben zu verdauen - bis ihm plötzlich ein Licht aufging.

Der seltsame, reflektierende Gegenstand unterhalb des Trümmerhügels mußte ein solches elliptisches Raumschiff sein!

Der zweite Begriff bereitete ihm unendlich viel mehr Schwierigkeiten. Welche „besonderen Fähigkeiten“ sollte das Pelzwesen denn besessen haben? Leider kam Thervanog nicht, auf den Gedanken, ein Nachschlagewerk der Psychologie zu Rate zu ziehen. Aus diesem Grund blieb jener Begriff ungeklärt. Wenigstens vermochte er sich aber das Pelzwesen annähernd vorzustellen, denn im Lexikon fand sich eine Abbildung zweier Flußdrodden, Tiere, die Thervanog niemals zu Gesicht bekommen hatte.

Der Begriff „Grab“ war weniger schwer zu erklären. Thervanog stellte dabei mit Verwunderung fest, daß auch seine eigenen Vorfahren einst ihre Toten in Särge gebettet und in der Erde vergraben hatten. Er fragte sich, ob man damals die Bedeutung der Moogani für den Schutz der Dörfer noch nicht gekannt hatte, bis ihm einfiel, daß die Isaner zu jener Zeit ja in Bunkern gelebt hatten, die sich weitaus leichter gegen wilde Tiere schützen ließen.

Dabei tauchte plötzlich eine neue Frage auf. Eigentlich waren es sogar zwei Fragen, und ihre Bedeutung kam Thervanog erst allmählich klar zu Bewußtsein.

Die erste Frage lautete: Hatten die Vorfahren überhaupt die Moogani-Pflanzen gekannt? Er

schlug wiederum im Lexikon nach und stellte zu seinem maßlosen Erstaunen fest, daß dieser Name nicht erklärt war. Entweder, so schloß er, hatte es damals die Moogani-Pflanzen gar nicht gegeben oder, was wahrscheinlicher schien, die Isaner dieser Zeit betrachteten sie als so unwichtig, daß sie keine Zeile darauf verschwendeten.

Bei der zweiten Frage stellte Thervanog ziemlich verblüfft fest, daß er schon längst darauf hätte kommen müssen, das Lexikon danach zu fragen. Sie lautete: Was ist ein Immuner?

Leider fehlte auch dieser Begriff völlig. Das war nun allerdings etwas, das Thervanog sich nicht erklären konnte. Die Vorfahren mochten der Moogani keine Beachtung geschenkt haben, weil sie sie nicht benötigten. Immune aber wurden nicht benötigt, sondern sie waren einfach da. Folglich mußten auch die Vorfahren die Immunen als Träger des Bösen schlechthin betrachtet haben. Daran, daß man zu der Zeit ein Immunen-Problem nicht gekannt hatte, wagte Thervanog nicht zu denken.

Immerhin gab es im Lexikon einen kleinen Hinweis, wenn Thervanog sich auch nicht sicher war, daß damit der Kern des Problems getroffen wurde. Er fand nämlich zwei ganz ähnliche Begriffe, und zwar „immun“ und „Immunität“. Da er inzwischen in der Lage war, Ableitungen vorzunehmen und zu erkennen, daß viele Namen von Eigenschaften hergeleitet wurden, versuchte er, in den beiden Begriffen den Schlüssel zu seinem Problem zu finden.

Nun, „immun“ bedeutete nach dem Lexikon nichts weiter als unempfindlich oder gefeit, und das hatte nach Thervanogs Auffassung nichts mit ihm zu tun, denn er sah nicht ein, wogegen er unempfindlich oder gefeit sein sollte.

Bei dem Wort „Immunität“ verzweifelte er noch mehr. Wieso sollte es böse sein, unempfindlich gegen Krankheitserreger zu sein, noch dazu, wo das bei ihm nicht zutraf, denn er war mehrmals schwerkrank gewesen. Die zweite Bedeutung empfand er gleichsam als Verhöhnung. Sie besagte, daß Volksvertreter und Staatsoberhäupter sowie die beglaubigten Vertreter eines anderen Staates Schutz vor Strafverfolgungen genossen. Bei ihm war gerade das Gegenteil von Immunität der Fall gewesen. Ihn hatte man erbarmungslos verfolgt.

Thervanog kam zu der Ansicht, daß sich inzwischen auf Isan nicht nur die Lebensverhältnisse geändert hatten, sondern auch die Anschauungen der Isaner.

Von da aus war es nicht mehr weit bis zu dem Wunsch, die alten Verhältnisse auf Isan wiederherzustellen.

Eine Weile berauschte sich Thervanog an diesem Gedanken. Er malte sich Bilder einer herrlichen Zukunft aus, in der er friedlich mit den anderen zusammenleben konnte und in der keine Isaner mehr geopfert werden mußten.

Dann wurde er sich seiner Möglichkeiten bewußt, dieses Wunschbild zu verwirklichen, und da packte ihn freilich Verzweiflung und Niedergeschlagenheit. Wie sollte er, als einzelner, der sich vor allen anderen verbergen mußte, überhaupt eine Wirkung auf das Leben der Dorfleute ausüben können?

Thervanog rannte, bis ins Innerste aufgewühlt und von Zeit zu Zeit in Tränen ausbrechend, durch die vielen Gänge seines abgeschlossenen Reiches, bis ihn die Erschöpfung endlich übermannte und er in einen unruhigen Schlaf fiel.

*

Herkamer schrak zusammen, als der Fellvorhang seiner Hütte unsanft beiseite gerissen wurde.

Draußen standen die vier Krieger des Ältesten.

Herkamer begann zu zittern. Er wußte genau, daß es so und nicht anders hatte kommen müssen, seit man ihm befohlen hatte, seine Hütte nicht zu verlassen. Es genügte Hulkan offensichtlich, daß er, Herkamer, mit einem Immunen gesprochen hatte, um ihn verdächtig erscheinen zu lassen.

„Komm mit!“ befahl einer der Krieger und begleitete seine Worte mit einer

unmißverständlichen Bewegung des Speeres. Gehorsam erhob Herkamer sich und trat hinaus. Die vier Krieger nahmen ihn in ihre Mitte.

Das Dorf war nicht groß, und nach kurzer Zeit stand Herkamer vor der großen Hütte, in der Hulkan sich aufzuhalten pflegte. Einer der Krieger trat an den Vorhang, lüftete ihn ein wenig und flüsterte einige Worte ins Innere der Hütte.

Gleich darauf erschien Hulkan.

Herkamer zitterte noch stärker. Es war ein schlechtes Zeichen für ihn, daß man ihn nicht in die Hütte des Ältesten geführt hatte, denn jeder Angehörige der Dorfgemeinschaft mußte im Innern der Hütte angehört werden, auch wenn er bestellt war. Nur Ausgestoßenen stand dieses Recht nicht mehr zu.

Schweigend setzte Hulkan sich auf den Boden.

Die Krieger schoben Herkamer einige Schritte weit zurück, so daß zwischen ihm und dem Ältesten ein gebührender Abstand geschaffen wurde. Niemand aber forderte ihn zum Sitzen auf.

Eine Zeitlang verharrte jeder stumm in der jeweiligen Stellung. Endlich hob Hulkan den Kopf und blickte Herkamer prüfend ins Gesicht.

„Deine bisherige Schilderung weist einige Lücken auf, Herkamer. Du bist dir hoffentlich bewußt, daß du deine Lage noch verschlimmerst, wenn es dir nicht gelingt, diese Lücken zu füllen.“

„Ich habe...“, begann Herkamer leise.

„Schweig!“ fuhr Hulkan ihn an. „Du wirst von jetzt ab nur noch meine Fragen beantworten. Danach können wir sehen, ob wir dir die Rechte eines Dorfmannes zurückgeben können.“

Wie nannte sich der Immune, der dich angeblich gefangennahm?“

„Nicht angeblich, Ältester!“ protestierte Herkamer. „Er nahm mich wirklich...“

Hulkan machte eine Handbewegung, und einer der Krieger stieß Herkamer mit voller Wucht das stumpfe Speerende in den Rücken. Herkamer brach stöhnend zusammen, wurde aber von den Kriegern brutal wieder auf die Beine gestellt.

„Rede, Herkamer!“ fuhr Hulkan ruhig fort, als sei nichts geschehen. „Wie nannte sich der Immune?“

„Thervanog, Ältester“, flüsterte Herkamer. Der Stoß hatte ihm fast die Sprache genommen.

„Und was wollte er von dir wissen?“

„Er wollte wissen, was ein Immuner eigentlich ist.“

„Und was hast du ihm geantwortet?“

„Das, was wir alle wissen, Ältester. Daß ein Immuner eine Gefahr für alle Dörfer bedeutet, weil er das Böse in sich trägt.“

„Was hat er darauf erwidert?“

„Er wollte wissen, was das Böse in einem Immunen ist. Ich sagte ihm, das Böse sei das Böse.“

„Nichts weiter?“

Herkamer blickte den Greis verständnislos an.

„Was hätte ich noch sagen sollen?“

Hulkan senkte den Blick und starrte eine Weile auf den festgetrampelten Boden zu seinen Füßen. Dabei runzelte er die Stirn, als müsse er etwas Wichtiges überlegen. Mit seinen nächsten Worten übergang er Herkamers Gegenfrage.

„Warum hast du Thervanog nicht gefragt, was das Böse ist?“

„Sollte ich das?“ Herkamer riß die Augen weit auf. „Wir wissen es doch; genügt das nicht?“

Wieder entgegnete Hulkan nichts darauf.

„Was interessierte den Immunen außerdem noch?“

„Er fragte, warum in der Rotzeit die Jäger unterwegs waren. Dabei verwandte er ein unbekanntes Wort dafür.“

„Wofür?“

„Für die Rotzeit, Ältester. Ich glaube, er sagte so etwas wie ‚Nacht‘ dazu.“

„Aha! Und du hast ihm die Frage beantwortet?“ „Ja. Ich sah keine Gefahr dabei. Ich sagte ihm, daß wir die Monster fangen würden, während sie schlafend in der Steppe lägen. Und das stimmte ja auch.“ Herkamer überlegte angestrengt. „Aber Thervanog wollte mir nicht glauben, daß wir das schon vorher wüßten.“ „Er ist ja auch nur ein Immuner“, erwiderte Hulkan abfällig. Aber sein Gesicht drückte eher Nachdenklichkeit als Überheblichkeit aus.

„Welcher Meinung bist du denn, Herkamer?“

„Ich... ich glaube...“, sagte Herkamer leise und stockend, „... daß es genügt, wenn wir es wissen. Aber es ist natürlich seltsam, daß es so ist.“

Hulkan erhob sich abrupt.

„Ich erkenne Zweifel in deinen Worten, Herkamer. Weißt du nicht, daß wir die Monster fangen? Ist das nicht genug, um jeden Zweifel auszuschließen? Du bist nicht würdig, in der Dorfgemeinschaft zu leben. Hiermit...“, er hob seine Stimme, „... verstoße ich dich aus dem Schutze des Dorfes und der Moogani und weise dich in die Steppe. Jeder Jäger, der dich fortan trifft, darf dich töten.“

Er wandte sich an die vier Krieger. „Bringt ihn hinaus!“

10.

Irgendwo war eine Barriere.

Die Telepathie-Impulse John Marshalls gingen klar und deutlich von seinem Espergehirn ab und stießen kraftvoll in den blauweißen Himmel Isans; das heißt, eigentlich sollten sie das tun, aber sie kamen nicht viel weiter als höchstens fünfhundert Meter. Dann wurden sie reflektiert und kehrten verzerrt zurück.

Marshall konnte sich nicht erklären, warum das so war.

Er lag gefesselt unter dem winzigen, aber glutheißen Gasball Wilanets auf dem Boden. Neben ihm lagen die Gefährten. Zwei waren ohnmächtig geworden.

Auch Marshall bereite das Denken bereits Mühe. Sein Gehirn kam ihm ausgedörrt vor, so, wie ein Stück rohes Fleisch in einem mäßig heißen Backofen etwa. Trotzdem versuchte er wieder und wieder, die Leute der NAGASAKI oder wenigstens einen Mann der anderen Landekommandos telepathisch zu erreichen.

Normalerweise hätte ihm das keinerlei Schwierigkeiten bereitet. Selbst wenn die NAGASAKI sich weniger dicht über Isan befunden hätte, wäre das kein Problem für seinen Parasinn gewesen.

Aber auf Isan schien nichts mehr normal zu sein.

Da war die Tatsache ihrer Gefangennahme. John Marshall erinnerte sich deutlich daran, daß weder vor noch nach der Landung ein Ortungsimpuls ihr kleines Raumbot getroffen hatte. Das wäre bei dem primitiven Stand der isanischen Zivilisation - wenn man es überhaupt Zivilisation nennen konnte - auch nicht zu erwarten gewesen.

Er hatte darum keine Bedenken gehabt, der Besatzung das Verlassen des Bootes zu befehlen. Bully, der diesmal an Bord der NAGASAKI zurückgeblieben war, um die Aktion zu koordinieren, war zwar skeptisch gewesen und hatte Marshall gebeten, die Augen und Ohren offenzuhalten. Marshall hatte es ihm lächelnd zugesagt und nebenbei erwähnt, daß er mehr besaß als nur Augen und Ohren und daß er schon gut aufpassen würde. Jetzt tat ihm diese Äußerung leid.

Sie waren aus dem Boot geklettert wie Touristen, die eine harmlose Welt besuchen wollten. Schließlich: Was konnte ihnen bei ihrer Bewaffnung, ihrer Ausbildung und Marshalls Fähigkeiten schon geschehen!

Mit Bitterkeit und ein wenig Selbstironie dachte Marshall daran, daß gerade das geschehen war, womit niemand von ihnen auch nur im Traum gerechnet hatte.

Während die sieben Begleiter sich zu einer Kolonne formierten und guter Dinge waren, hatte Marshall all die Gehirnwellenmuster zahlreicher Isaner feststellen können. Furcht vor dem roten Auge des Dämons, womit sicherlich Wilan gemeint war, der Befehl des Ältesten und noch etwas konnte Marshall daraus entnehmen. Das letztere allerdings machte ihn stutzig. Obwohl verworren und stark von Gefühlsmomenten durchsetzt, kam immer wieder ein Gedanke klar durch: Die Gewißheit, daß man die Monster gefangennehmen würde.

Während Marshall noch gezögert hatte, denn eine derartige Gewißheit erschien ihm unsinnig und gefährdend zugleich, war es geschehen.

Etwas hatte ihn in tiefen Schlaf versetzt.

Als sie erwachten, lagen sie auf dem harten Boden und sahen die Sonne Wilanet aufgehen.

Es schienen wenig Aussichten auf Besserung ihrer Lage zu bestehen - es sei denn, man holte sie hier heraus. Doch daran war kaum zu denken, solange Marshall keine telepathische Verbindung zur NAGASAKI herstellen konnte.

John Marshall zuckte zusammen.

Er lag so, daß er einen Teil der schmutzigen Hütten im Auge behalten konnte, und zwar den

Teil, der in Richtung der Eingangsschneise lag, obwohl Marshall das nicht wußte.

Jedenfalls sah er plötzlich eine Gestalt hinter einer Hütte hervorkommen und auf den Platz zurennen, auf dem man sie niedergelegt hatte. Diese Hast und die gebückte Haltung der Gestalt erschienen ihm allein schon merkwürdig genug. Noch merkwürdiger war aber die Kleidung des Mannes.

Er trug eine Art Tarnkombi, die an der Brust offen war und die nackte, braungebrannte Haut sehen ließ. Die weitere Ausrüstung gab noch mehr zu denken.

Sie bestand in einem Gürtel mit einem Pistolenhalter. In dem Gürtel steckte ein Ding, das Marshall als Leuchtpistole identifizierte, außerdem ein langes Seitengewehr mit nahezu durchgerosteter Scheide.

Alles in allem erweckte die Gestalt den Eindruck eines Banditen, der sich mit dem gekleidet und bewaffnet hatte, was er den verschiedensten Leuten hatte wegnehmen können.

Nur, so kam es Marshall in den Sinn, daß es auf Isan niemanden gab, dem man derartige Dinge hätte wegnehmen können!

Jedenfalls hatten alle Anzeichen bisher darauf hingedeutet.

Nun, anscheinend war man einem verhängnisvollen Irrtum zum Opfer gefallen, und John Marshall war nicht der Mann, der wegen einer solchen Erkenntnis den Kopf verlor.

Er versuchte, in den Gedankeninhalt des Mannes einzudringen.

Dabei erlebte er eine neue Überraschung. Er hatte angenommen, dieser Hochgewachsene stünde in irgendeinem Zusammenhang mit ihrer rätselhaften Gefangennahme und er könnte von ihm ertappt werden, wer und mit welchen Mitteln man sie überwältigt hatte.

Aber nichts dergleichen!

Marshall empfing ein verworrenes Konglomerat von Ängsten, Zweifel, Zorn und - so seltsam es klingt - ein wenig Traurigkeit. Dann merkte er, daß der Fremde auf ihn aufmerksam wurde und sah erst jetzt, daß sich ihre Blicke trafen. Er wollte eine telepathische Frage abstrahlen, da senkte der Fremde den Blick und wurde zugleich so verwirrt, daß Marshalls Impulse nicht durchkamen.

Im nächsten Augenblick war es zu spät dazu.

Der Fremde lief davon, als fürchtete er, entdeckt zu werden. Marshall hatte diese Erkenntnis noch nicht ganz begriffen, als er die Bestätigung erlebte.

Irgendwo hinter den Hütten erscholl ein durchdringender Schrei. Nur Sekunden danach bewegten sich die Fellvorhänge, und das ganze Dorf quoll aus den Hütten und quirlte aufgeregt durcheinander. Einige laute Kommandos ordneten das Gewimmel. Die Frauen und Kinder schieden sich von den Kriegern, die sich in jene Richtung bewegten, in die der Fremde verschwunden war.

Einige Minuten später zerplatzte in dieser Richtung eine Leuchtkugel, danach noch eine. Das Geschrei der Krieger schwoll kurz an und verstummte dann jäh.

Marshall lag nachdenklich geworden da und hatte die sengenden Strahlen der Sonne vorübergehend vergessen. Es waren mehrere Probleme, die er in seinem Geist wälzte.

Erstens waren sie mit einem Mittel überwältigt worden, das nie und nimmer von den Dorfleuten beherrscht werden konnte. Zweitens gab es anscheinend doch noch Isaner, die nicht so tief abgesunken sein konnten wie die Jäger. Aber offensichtlich waren sich diese Leute ihrer Macht nicht bewußt. Das Verhalten des Fremden hatte das deutlich genug gezeigt. Drittens aber - und das bereitete Marshall die größten Kopfschmerzen - schien irgend etwas auf Isan zu existieren, das die Anwendung von ESP-Fähigkeiten ausschloß.

In dieser Hinsicht korrigierte sich Marshall jedoch sehr schnell wieder. Er entsann sich, von der NAGASAKI aus relativ klare Gehirnwellenmuster primitiver Jäger empfangen zu haben. Das gleiche war der Fall gewesen, nachdem er das Raumboot verlassen hatte.

Also, schlußfolgerte er logisch, war die Abschirmung nur auf dieses Dorf oder vielleicht auch auf alle Dörfer beschränkt, während es in der Steppe keinerlei Behinderung gab.

Was aber diese Abschirmung hervorrief, blieb ihm vorläufig ein Rätsel.

Die Möglichkeit, die nach Marshalls Meinung als einzige noch übrig blieb, erschreckte ihn, denn sie bedeutete die Anwesenheit einer fremden Rasse, die gleich den Terranern von einem entfernten Planeten der Galaxis gekommen war - und die über zumindest ebenbürtige technische Möglichkeiten verfügte.

11.

„Alle Isaner, die wir kannten, waren der Überzeugung gewesen, Isan würde die Fremden niemals vergessen. Zuerst war es auch so. Vor allem den einen Fremden vergaß niemand, das pelzige Wesen, das durch seine paranormalen Kräfte entscheidend zum Sieg über die Diktatur Belals beigetragen hatte und das die Fremden Gucky nannten.

Wir wollten, es wäre jetzt bei uns. Vielleicht ließe sich dann das Schlimmste noch verhindern. Aber wir dürfen uns nicht mit unerfüllbaren Wunschträumen beschäftigen. Die Fremden sind gegangen und kehren sicherlich niemals wieder zurück. Die Chancen aber, unsere Rasse vor dem Verderben zu bewahren, sind minimal.

Eigentlich fing alles sehr vielversprechend an. Die Strontium-90-Aktivität ließ wider Erwarten so rapide nach, daß wir bereits nach zehn Jahren anstatt nach hundert ungefährdet die Oberfläche aufsuchen konnten.

Und wer hätte davon nicht weidlich Gebrauch gemacht!

Es ist schließlich kein Vergnügen, achtzehn Jahre lang in der gefilterten, muffigen Bunkerluft zu atmen, weder einen Grashalm noch die Sonnen und Sterne zu sehen und nur von Konzentratnahrung zu leben.

Die Leute stürzten sich förmlich auf das Land. Mit allen zur Verfügung stehenden Werkzeugen begannen sie es zu bearbeiten. Am meisten aber waren sie hinter blühenden Pflanzen her. Besonders eine Pflanzenart erfreute sich großer Beliebtheit. Das war die Moogani, eine niedrig wachsende, dornige Heckenpflanze mit wunderschönen farbigen Blüten und allem Anschein nach eine durch die harte Strahlung hervorgerufene Mutation, denn keiner aus der alten Generation erinnerte sich an sie.

Bald schmückte ein Kranz blühender Moogani die provisorischen Siedlungen.

Das Leben war eine Lust.

Leider stellte sich bald etwas Merkwürdiges, ein. Die Isaner verloren die Fähigkeit technischen Denkens. Sie entwickelten eine völlig andere Lebensauffassung, und sie sanken mehr und mehr in die Primitivität zurück.

Nur einige wenige...

Thervanog war erregt. Zum erstenmal ging aus dem Tagebuch eindeutig hervor, daß die Isaner nicht immer so gedacht hatten wie heute. Zwar vermochte Thervanog sich unter „technisches Denken“ nichts vorzustellen, aber er wußte jetzt wenigstens, daß die jetzige Primitivität dem Verlust jener Denkart zuzuschreiben war.

Beinahe unbewußt begann er, sich intensiver mit den Fremden von den Sternen zu beschäftigen, obwohl er noch längst nicht soweit war, die Möglichkeit zu erwägen, die Monster könnten der gleichen Rasse angehören wie die Fremden, die einst den Bunkerleuten geholfen hatten.

Fast am Rande dieser Überlegungen und ohne gezielte Suche stieß er im Lexikon auf den Begriff „Monster“. Er erschien ihm ebenso widersinnig wie die Begriffe „immun“ und „Immunität“. Er jedenfalls hatte zumindest bei den acht Gefangenen nichts bemerkt, was sie als Mißbildungen oder gar Ungeheuer erscheinen ließ. Trotzdem konnte er sich des Eindrucks nicht erwehren, daß Herkamer nicht gelogen hatte. Daß Herkamer unbewußt die Wahrheit gesagt haben könnte, kam ihm deshalb nicht in den Sinn, weil sich die andere Aussage über die Gefangennahme der Fremden als zutreffend erwiesen hatte.

Thervanog grübelte lange, bevor er auf den Gedanken kam, der eigentlich nahelag.

Mit den Dorfleuten konnte er keine Verbindung aufnehmen. Wohl aber mit anderen Immunen - wenn es noch welche gab.

Thervanog stellte sich erneut eine Ausrüstung zusammen und machte sich dann auf den Weg

aus seinem Bunker.

*

Das erste, was er bemerkte, als er an die Oberfläche kam, war die beinahe völlige Dunkelheit. Schwere, dunkle Wolken zogen dicht an dicht über den Nachthimmel und verschlangen das düsterrote Licht Wilans. Nur an einigen Wolkenrändern glomm ein Licht und verwandelte die Risse am Himmel in blutige, klaffende Wunden.

Die Regenzeit nahte.

Thervanog ärgerte sich, weil er nicht früher auf den Gedanken gekommen war, nach Schicksalsgefährten zu suchen. Sobald die Regengüsse mit elementarer Wucht losbrachen, würde sich die ausgedörrte Steppe rasch in unwegsamen Morast verwandeln.

Schnell kletterte er über die Trümmer hinab. Unten blieb er eine Weile stehen, um in die Nacht hineinzuhorchen. Aber kein Laut verriet die Anwesenheit eines anderen Lebewesens. Selbst die Tiere schienen vor dem Anbruch des Unwetters den Atem anzuhalten und ergeben in ihren Verstecken zu warten. Thervanog nickte gleichermaßen beklommen und befriedigt und verfiel in den gewohnten ausdauernden Trab.

Diesmal strebte er von Hulkanog hinweg, denn wenn es noch Immune gab, dann jedenfalls nicht in der Nähe eines Dorfes.

Stundenlang lief er so durch das fahle, bei jeder Berührung vor Trockenheit raschelnde Gras. Die Plastikstiefel zog er bald wieder aus, denn in ihnen begannen die Füße zu schwitzen und zu schmerzen. Er konnte auf nackten Sohlen viel bequemer laufen, zumal der Boden nicht mehr so heiß war wie sonst.

Einmal sprang dicht vor ihm ein Hituh aus einer Bodenvertiefung und verschwand in überstürzter Flucht in der Dunkelheit. Zuerst wollte Thervanog auf ihn schießen, dann besann er sich, daß die schwere Beute ihn nur behindern würde. Vielleicht konnte er auf dem Rückweg ein solches Tier erlegen. Die ewige Konzentrationsnahrung war ihm mittlerweile zuwider.

Nach vier Stunden versperrte ein halb ausgetrocknetes Flußbett seinen Weg. Er überlegte, was er nun tun sollte. Sobald der Regen begann, würde der Fluß zweifellos zu einem reißenden Strom werden. Es schien fraglich, ob er dann wieder zurück konnte. Andererseits hatte es keinen Sinn, flußaufwärts oder abwärts zu laufen, denn wo Wasser war, gab es meist auch Dörfer. Auch bei Hulkanog war das so. Auf der anderen Seite des Dorfes lag ein kleiner See, gespeist von einer herrlich kühlen Quelle.

Er entschloß sich, den seichten Fluß zu überqueren, in der Hoffnung, noch vor Beginn der Regenzeit zurück zu sein.

Doch da hatte er sich geirrt.

Er war noch nicht einmal zwei Stunden weit von dem Fluß entfernt, als der letzte Lichtschimmer erlosch. Abgrundtiefe Finsternis senkte sich schlagartig auf die Steppe herab. Dann erschien ein neues Licht. Bläulichweiß zuckte es über den Horizont. Kurz darauf rollte der Donner über die Ebene. Dann folgte Schlag auf Schlag. Die Dorfleute würden sich jetzt in ihre Hütten verkriechen und die Gesichter in den Händen bergen.

Thervanog dachte inzwischen anders darüber. Er hatte die Furcht vor dem Feuer des Blitzes niemals so stark empfunden wie die Leute seines ehemaligen Heimatdorfes, und einige Zeit hatte er sogar dieses Feuer genommen und gezähmt. Er wußte allerdings, daß er tot sein würde, wenn ein Blitz ihn traf. Aber diese Möglichkeit war gering.

Vor Thervanog züngelte plötzlich Feuer zum Himmel. Die Steppe war in Brand geraten. Thervanog ballte die Fäuste. Er konnte nicht weiter, und seine Mühe war heute vergebens gewesen.

Er kehrte um. Seine Beine griffen weiter aus als zuvor. Wenn der Regen nicht bald begann, würde das Feuer ihn einholen.

Aber soweit kam es nicht.

Schon nach wenigen Minuten mischte sich unter das Donnern der Entladungen ein hohles Rauschen, das schnell zu alles übertönendem Lärm answoll.

Dann sah Thervanog nichts mehr.

Es war, als wären die Wasser eines Sees unvermittelt über ihm zusammengeschlagen. Im Nu war er bis auf die Haut durchnäßt, denn wie üblich hatte er die Kombination bis zum Nabel offen getragen. Jetzt blieb ihm nichts weiter übrig, als sie ganz ausziehen. Sie hätte ihn sonst nur behindert. Er rollte sie zusammen, schnallte sich den Waffengurt um den bloßen Leib und lief weiter. Den Kopf mußte er dabei gesenkt halten, um überhaupt Luft holen zu können.

Wie er erwartet hatte, war der noch vor kurzem seichte Fluß zu einer reißenden, gelbbraunen Wasserflut angeschwollen. Nichtsdestoweniger zögerte Thervanog keine Sekunde. Er lockerte nur den Waffengurt, klemmte die Kombination darunter und stürzte sich in den Strom.

Die Strömung packte ihn sofort und wirbelte ihn herum. Thervanog war jedoch ein geübter und erfahrener Schwimmer und verlor keinen Augenblick den Kopf. Er ließ sich treiben und nutzte hin und wieder Wirbelströme aus, um sich ein Stück weiter in die Richtung zu arbeiten, in der er das jenseitige Ufer vermutete.

Er hatte Glück.

Der Strom beschrieb weiter abwärts einige scharfe Biegungen, und die allmählich über die Ufer steigende Flut schwemmte Thervanog an Land.

Er stakte gänzlich aus dem Wasser heraus, drehte sich um seine eigene Achse und versuchte sich zu orientieren. Das war bei der herrschenden Dunkelheit und dem über die Augen stürzenden Regenwasser nahezu unmöglich. Thervanog konnte sich lediglich auf seinen Instinkt verlassen. Plötzlich stutzte er.

In der Richtung, die er gerade einschlagen wollte, schimmerte verzerrter Lichtschein durch die Regenmauer.

Thervanog wischte sich über die Augen und blinzelte. Trotzdem blieb das Licht. Das aber widersprach allen Erfahrungen. Zweifellos hatte das Gewitter zahlreiche Steppenbrände entfacht, aber kein noch so starkes Feuer hätte dem Regen länger als eine halbe Minute widerstehen können.

Folglich konnte das Licht von keinem Steppenbrand kommen.

Thervanog erinnerte sich plötzlich an die Beleuchtung im Bunker Fenomat, und für einen Augenblick stieg die jähe Hoffnung in ihm auf, andere Immune hätten ebenfalls einen der Bunker entdeckt. Doch dann entsann er sich des Planes, den er im Fenomat-Bunker gefunden hatte und nach dem es in dieser Gegend nur noch den Bunker Sallon geben konnte. Den Standort Sallons aber kannte er. Demnach kam das Licht auch aus keinem Bunker.

Zögernd ging Thervanog auf die Lichtquelle zu.

Sie war näher als er vermutet hatte. Und als er sich ihr bis auf wenige Schritte genähert hatte - aus größerer Entfernung war keine Einzelheit zu erkennen wußte Thervanog, worum es sich handelte.

Das Licht kam aus einer quadratischen Öffnung.

Die Öffnung befand sich an der Seite eines elliptischen Raumbootes, das dem vor seinem Trümmerhügel völlig glich; bis auf die Öffnung, denn dort hatte er trotz mehrfacher Suche nur glatte, unzerstörbare Stahlwände finden können.

Thervanog zitterte vor Erregung, und ein klein wenig auch vor Furcht. Ganz hatte die Bezeichnung Monster für die Fremden ihre Wirkung auf ihn nicht verfehlt. Er erwartete jeden Augenblick, daß einer jener Fremden aus der Helligkeit kommen müsse und daß er dann etwas Schreckliches anstellte.

Doch er wartete vergebens.

Endlich hatte sich Thervanog soweit gefaßt, daß er sich näher heranwagte. Es war völlig still. Nur der Regen rauschte unentwegt. Die Öffnung befand sich nicht ganz zu ebener Erde. Dafür

ragte eine Art metallener Steg aus ihr heraus. Thervanog zog vorsichtshalber das Seitengewehr aus der verrosteten Scheide und kroch auf allen vieren den Steg hinauf.

Er kam nicht weit.

Das Licht drang aus einer kleinen Kammer, ähnlich der, die sich zwischen den beiden Türen des Bunkers Fenomat befand.

Die Kammer war leer, aber Thervanog brauchte nicht zweimal hinzusehen, um zu wissen, daß es sich bei der dunklen Kruste auf dem Boden der Kammer um eine eingetrocknete Blutlache handelte.

Er wußte plötzlich, welches Drama sich hier abgespielt hatte.

Zweifellos waren auch mit diesem Raumboot Fremde gekommen, und zweifellos waren auch sie von den Jägern eines Dorfes überfallen worden. Nur mußte sich einer von ihnen gewehrt haben. Die Jäger hatten ihn getötet und seinen Leichnam sowie die gefangengenommenen Gefährten mitgeschleppt.

In Thervanog siegte der alte Instinkt des Gejagten. Ohne sich zu besinnen, hetzte er davon.

Der Morast spritzte von seinen Füßen.

Er fühlte sich erst wieder sicher, als er über einen Betonblock stolperte und der Länge nach zwischen Trümmerstücke fiel.

Dabei hatte er gerade jetzt und hier keinen Grund dazu.

Denn ganz in der Nähe hockte eine schemenhaft zwischen die Blöcke geduckte Gestalt und starrte mit weit aufgerissenen Augen dorthin, wo Thervanog verschwand.

Still und anscheinend verlassen lag das Dorf da.

Eintönig rauschte der Regen vom Himmel. Zwischen den Hütten gurgelte das schmutzige Wasser, schäumte auf, sammelte sich zu Bächen und rann dem ein wenig tiefergelegenen Blumenkranz zu, dabei tiefe Rinnen in den aufgeweichten Boden reißend.

Die Blütenkelche der Moogani hatten sich geschlossen.

Das Regenwasser lief wie von Wachs an ihnen herab, klatschte auf die Blätter und drückte die dornigen Zweige und Ranken bis fast auf den Schlamm hinab. Doch wenn die Gewalt des Regens für einen winzigen Augenblick nachließ, schnellten sie federnd in die Höhe.

Die nassen, halbnackten Gestalten, die wie auf ein Kommando aus den Hütten gerannt kamen, waren Frauen. Sie trugen weite Fellbeutel vor Brust und Bauch und schienen nicht die geringste Furcht vor den tödlichen Dornen zu empfinden.

Unerschrocken griffen ihre bloßen Arme ins Gesträuch, rissen die geschlossenen Blütenkelche ab und legten sie behutsam in die Beutel. Sie scheuten sich auch nicht davor, einen Schritt in die Hecke hinein zu tun.

Wie durch ein Wunder blieben sie unverletzt. Ja, es wollte scheinen, als bögen sich die dornenbesetzten Ranken vor ihnen zurück und als neigten die Blütenkelche sich ihnen zu.

Aber der Eindruck mochte täuschen.

Die Frauen waren es eben von Jugend an gewöhnt, sich zwischen den gefährlichen Ranken und Zweigen zu bewegen. Tagaus, tagein mußten sie Blumen pflücken, damit daraus der honigsüße Nii-Saft gewonnen werden konnte. Auch der wolkenbruchartige Regen entband sie nicht von dieser Pflicht. Drinnen in den Hütten warteten Männer und Kinder auf das begehrte Getränk.

Als die Beutel gefüllt waren, eilten die Frauen so schnell davon, wie sie gekommen waren. Doch sie gingen nicht zu ihren eigenen Hütten zurück, sondern sammelten sich in der am Rande des Dorfes gelegenen Hütte des Nii.

Die alte, zahnlose Candela erwartete sie bereits.

Stumm hockten die Frauen sich auf den Boden, griffen in ihre Beutel und nahmen eine Blüte nach der anderen heraus. Sie reichten sie reihum, bis die erste zu Candela kam. Candela nahm die immer noch geschlossene Blüte, so daß der Blütenboden zwischen ihren langen, knochigen Händen ruhte. Dann strich sie sanft mit den Handflächen über die Wandung, wobei ihre Lippen undeutliche Worte formten.

Die Finger brauchten nicht lange zu reiben und zu massieren. Bald schoß ein goldgrüner Strahl aus dem unteren Blütenteil heraus und wurde in einem straffgespannten Felltrog aufgefangen. So verfuhr Candela mit jeder Blüte - bis die Beutel leer und der Trog gefüllt war.

Die Frauen sammelten die jetzt schlaffen Blüten wieder ein und liefen mit ihnen aus der Hütte des Nii. Eine jede rannte zur Hecke und streute ihre Blütenhüllen über die Pflanzen.

Dann eilten sie in die eigenen Hütten zurück.

Wieder herrschte Stille in Hulkinog.

Nach einiger Zeit, die Rotzeit würde bald beginnen, denn das Grau der Wolken färbte sich immer dunkler, traten hochgewachsene Jäger aus den Hütten. Sie trugen sorgsam geglättete Holzschalen in den Händen und gingen damit gemächlichen Schrittes zur Hütte des Nii.

Einzeln traten sie ein, ließen sich ihre Schalen mit goldgelb schillernder Flüssigkeit füllen und traten danach den Rückweg an. Jetzt bewegten sie sich geradezu feierlich, aber dieser Eindruck wurde hauptsächlich dadurch hervorgerufen, daß jeder bemüht war, nicht einen Tropfen des Nii-Saftes zu verschütten.

Bald danach war jedermann in Hulkinog damit beschäftigt, mit streng vorgeschriebenen Gesten die Schale zum Mund zu erheben und mit geschlossenen Augen das allabendliche Getränk zu schlürfen.

Auch die folgenden Bewegungen schienen vorgeschrieben zu sein.

Männer, Frauen und Kinder wiegten ihre Oberkörper schweigend und in rhythmischer Folge hin und her. Sie nahmen nichts um sich herum wahr. Aber ihr Geist war geöffnet.

Hulkin schlug zuerst die Augen wieder auf.

Er starrte geistesabwesend zu dem im beginnenden Sturm hin- und herwedelnden Fellvorhang. Dann legte er die Schale beiseite und stand auf.

Als er das Fell zurückschlug, peitschte der Wind ihm Regenschauer ins Gesicht. Hulkin ließ sich dadurch nicht stören. Seine rötlichen, von vielen Falten umgebenen Augen starrten anscheinend durch das Toben und Heulen der Elemente hindurch, als könne er dahinter die Zukunft erkennen.

Lange stand er so.

Plötzlich zuckte er zusammen und blinzelte irritiert. Aus der Regenwand heraus nahte das Klatschen nackter Sohlen und das schmatzende Nachgeben des Morastes.

Vier schemenhafte Umrisse wuchsen aus der Dunkelheit.

Hulkin nickte ihnen zu. Seine Augen waren wieder stumpf. Nichts deutete mehr darauf hin, daß eben noch der Funke abgeklärter Weisheit in ihnen aufgeglommen war, und Hulkin selbst wußte ebenfalls nichts mehr davon.

„Ihr wißt also auch Bescheid?“ sagte Hulkin, und eigentlich klang es eher nach einer Feststellung denn einer Frage.

„Ja, Ältester.“ Einer der Krieger trat einen Schritt vor.

„Hulkinog ist bereit.“

Im gleichen Augenblick vernahm auch Hulkin das aufbrandende Stimmengemurmel zwischen den Hütten. Er wußte, daß jetzt die Dorfleute im Regen standen und sich dem Platz näherten. Gleich würde ihr Gesang erschallen und den Ritus eröffnen.

Rauhkehlige Stimmen mischten sich nun unter das Geheul des Sturmes, unter das an- und abschwellende Prasseln des Regens und das Rauschen, Plätschern und Gurgeln der abfließenden Wasser.

Langsam schob sich eine dunkle Mauer nackter Leiber aus dem finsternen Grau des Regenabends, bis Hulkin völlig in ihr eingeschlossen war. Nur eine schmale Gasse blieb offen.

Hulkin sah eine Weile über die Dorfleute hin. Er nahm die hageren Gestalten der Männer, die etwas fülligeren der Frauen auf und übersah auch die wassertriefenden Köpfe der Säuglinge und Kleinkinder nicht, die aus den Rückenbeuteln ragten und über die Schulter der Mutter

schauten.

Worte waren nicht notwendig.

Hulkin wußte, daß jedermann die gleiche Gewißheit wie er über das besaß, was falsch gemacht worden war und auch über das, was nun zu geschehen hatte.

Der Gesang schwoll an.

Hulkin wandte sich um.

Als er auf die Gasse zuschritt, erhobenen Hauptes und mit gläsernem Blick, folgten ihm die Wächter und die Dorfleute. Zäh haftete der Morast an den Füßen, schloß sich saugend um die Fußgelenke, als wollte er den alten Mann zurückhalten und gab ihn doch wieder frei.

Der Gesang wurde zu einem schrill hämmernden, ekstatischen Rhythmus. Vor Hulkin tauchte die regen- und sturmgepeitschte Hecke auf.

Er zögerte einen Herzschlag lang.

Dann schnellte er sich vor.

Der Gesang erstarb im gleichen Augenblick. Aus dem dornigen Wirrwarr der Hecke kam ein dumpfer Schrei, die geschlossenen Blütenkelche gerieten in Bewegung. Doch niemand sah, wie sich unzählige Dornen in den zuckenden Leib Hulkins bohrten, wie die Bewegungen der Glieder erlahmten und schließlich ganz verebbten. Ein Dutzend Saugwurzeln setzte sich in schlängelnde Bewegung.

Still kehrten die Dorfleute auf den Platz zurück.

Jetzt bildeten sie eine Mauer um Saslial, den ältesten der vier Wächter.

Saslial hob die Hand.

„Hulkin ist erlöst von dem Bösen, das uns alle befallen kann. Wenn der Regen aufhört, werden die gefangenen Monster dargebracht. Bis dahin wollen wir die Opferlieder singen.“

Die Mauer löste sich auf.

Bald lag das Dorf wieder still und anscheinend verlassen da.

12.

„Am schlimmsten von allem aber war die Verwandlung, die sich im Geiste fast aller Isaner vollzog. Zuerst mieden sie die Nähe derjenigen, die das alte Wissen und die alte Technik erhalten wollten. Dann, eines Nachts, überfielen sie uns plötzlich.

Nur wenige entkamen.

Es war eine Gruppe von zwölf Männern, ebenso vielen Frauen und siebzehn Kindern, die sich in den schützenden Bunker zurückzog. Wir glaubten die anderen tot.

Bald wurden wir eines Besseren belehrt.

Am dritten Abend nach dem Überfall erscholl lauter Gesang aus der Richtung der nächsten Siedlung. Vier von uns brachen auf, um nach dem Grund dafür zu forschen. Sie wurden Zeugen eines barbarischen Ritus, in dem man unsere ehemaligen Gefährten der Dornenhecke opferte.

Von da an wußten wir, was uns bevorstand, wenn wir in die Hände der Siedler fielen. Trotzdem wagten wir uns wieder hinaus. Die einen wollten zu anderen Dörfern auswandern, andere hatten vor, an der Oberfläche eine eigene Siedlung zu gründen, und wieder andere versuchten, die Siedler aus ihrer Barbarei zu reißen.

Von den Auswanderern kehrte keiner zurück. Die neue Siedlung konnte sich zwar einige Zeit halten, denn die Leute hatten die besseren Waffen. Aber immer wieder wurden einzelne in der Steppe aufgegriffen.

Bis nur noch vier blieben: ein alter Mann und wir: Ther, Ivsera und der elfjährige Thervi. Der alte Mann kehrte von seinem Gang an die Oberfläche nicht zurück. Und nun warten wir hierauf ein Wunder. Es ist nicht von...“

Das war der erste Text, den Thervanog ohne Hilfe der Lernmaschine zu entziffern vermochte. Trotzdem freute er sich nicht so, wie es den Umständen angemessen erschienen wäre. Im Gegenteil; er war bedrückt. Daran war der letzte Satz des Berichtes schuld...

„Und nun warten wir hier auf ein Wunder...“ Thervanog wußte, daß Ther und Ivsera keine andere Möglichkeit gehabt hatten. Dennoch war das Wunder nicht eingetreten, auf das sie warteten. Und wahrscheinlich würde auch niemals ein solches Wunder geschehen.

Nichts geschah ohne Ursache.

Aber tat er, Thervanog, nicht das gleiche wie die letzten des Bunkers Fenomat? Hoffte er nicht ebenfalls auf ein Wunder?

Thervanog schüttelte den Kopf.

Nein, er hatte mehr getan als nur gewartet. Er hatte gelernt, er war in die Steppe gegangen, um einen Gefangenen zu machen und zu verhören, er hatte nach Immunen gleich ihm gesucht, um ihnen sein im Bunker erworbenes Wissen zu vermitteln.

Aber das war nicht genug!

Was konnte er mehr tun? Vielleicht sollte er nach dem Lesen auch das Schreiben lernen und die Aufzeichnungen dort fortsetzen, wo Ther und Ivsera geendet hatten? Das dürfte nicht schwer sein, denn eine Maschine dazu mit entsprechend beschrifteten Tasten war vorhanden.

Doch Thervanog wies diesen Gedanken sofort weit von sich. Ein solcher Entschluß bedeutete für ihn soviel wie das Eingeständnis, daß er das Problem nicht zu lösen vermochte und darum für den nächsten Immunen Informationen hinterließ.

Wenn es überhaupt noch einen nächsten geben sollte!

Thervanog entschloß sich, damit noch zu warten. Er hatte noch nicht alle Möglichkeiten erschöpft. Da war beispielsweise der Bunker Sallon. Im Unterschied zu Fenomat war Sallon allerdings nicht ohne weiteres zu betreten. Der Trümmerhaufen dort verbarg den versteckten Schacht zu gut, wenn es überhaupt einen solchen gab wie hier.

Trotzdem mußte man es versuchen.

Thervanog erhob sich von seinem Platz vor der Lernmaschine und stieg auf der Nottreppe des defekten Lifts drei Stockwerke tiefer, wo sich ein reichhaltiges Lager an Werkzeugen befand. Er war sicher, dort das Passende für sein Vorhaben zu finden.

Leider bekam seine Zuversicht recht bald einen Knacks.

Thervanog fand zwar eine große Menge Werkzeug, mit denen man die dicksten Betonbrocken in kurzer Zeit zertrümmern konnte, aber alle diese Gegenstände wurden von elektrischer Energie angetrieben. Keine Verlängerungsschnur aber War so lang, daß sie von hier bis zu dem Trümmerberg des Bunkers Sallon gereicht hätte.

Thervanog hockte sich auf das kühle Metall eines schweren Preßlufthammers und überlegte angestrengt. Glücklicherweise besaß er nur geringe Kenntnisse über die Werkzeuge und Maschinen, die die Vorfahren benutzt hatten, sonst hätte er bereits jetzt gewußt, daß eine weitere Suche nach einem ohne Energiezuführung arbeitenden Gerät sinnlos war.

So aber konnte er noch hoffen.

Thervanog wußte, daß er noch längst nicht alle Schächte und Gänge des Bunkers kannte. Der Hauptschacht lag unter dem ehemaligen Stadtzentrum Fenomats, aber die Gänge zogen sich kilometerweit nach allen Himmelsrichtungen, manchmal bis unter den Stadtgrenzen hindurch. Thervanog hatte einmal damit begonnen gehabt, alle diese Gänge zu durchsuchen. Das war ihm seinerzeit nicht gut bekommen. Er hatte sich verirrt und fast vierundzwanzig Stunden gebraucht, um den Hauptschacht wiederzufinden. Zudem war die Ausbeute dieses Erkundungsganges unergiebig gewesen, und er hatte die Angelegenheit auf später verschoben.

Auch jetzt war ihm bei dem Gedanken an einen neuerlichen Vorstoß nicht besonders wohl, aber er sah ein, daß er niemals an den Bunker Sallon herankäme, wenn es ihm nicht gelänge, ein Lager mit zweckmäßigeren Werkzeugen zu finden.

Diesmal aber wollte er schlauer sein.

Er kehrte noch einmal zurück, versorgte sich mit Proviant und Wasser aus einem Tiefbrunnen und marschierte los.

Bald umgab ihn nichts als die feuchte Wand der Wendeltreppe, die jeden seiner Schritte als schauerlich klingenden Widerhall zurückwarf.

*

Thervanog erstarrte vor Schreck.

Eben noch hatten die rötlichen Platten der Notbeleuchtung geglüht, jetzt war es stockfinster.

Was war geschehen?

Thervanog hatte sich, kurz nachdem es ihm gelungen war, die Buchstaben in den Büchern zu entziffern, nach Informationen über die für ihn damals unheimlich fremdartige Beleuchtung umgesehen. Er wußte inzwischen, daß der Strom dafür sowie die Energie für die Lufterneuerungsanlage und einige andere wichtige Aggregate von einem Ewigkeitsreaktor erzeugt wurde.

Natürlich würde der Reaktor nicht wirklich ewig laufen, aber da er seine Masse je nach Bedarf durch Aufspaltung des Wassers eines unterirdischen Flusses ergänzte, konnten ihn nur gewaltige Verschiebungen der Planetenkruste und damit ein Versiegen des Flusses außer Betrieb setzen.

Er war ein Geschenk der Fremden von den Sternen gewesen. Thervanog glaubte nicht daran, daß der Fluß ausgerechnet jetzt versiegt sein sollte. Die vorausgehenden Beben hätte er längst zu spüren bekommen. Aber es existierte noch eine zweite Möglichkeit!

Jemand hatte den entsprechenden Schalter auf Null gestellt!

Thervanog war fassungslos. Er konnte sich einfach nicht vorstellen, wer den Reaktor ausgeschaltet haben sollte. Selbst wenn es den Dorfleuten gelänge, den Gang hinter der

Steinplatte zu finden und, was noch unwahrscheinlicher klang, heil über die Sprossen zur Bunkerschleuse zu gelangen, anstatt sich das Genick zu brechen, so dürfte keiner von ihnen in der Lage sein, einen Schalter überhaupt als solchen zu erkennen, geschweige denn seine Bedienungsweise zu erraten.

Nachdem Thervanog mit seinen Überlegungen so weit gekommen war, hatte er sich zu einem Entschluß durchgerungen: Er mußte nach oben gehen und nachschauen, ob er die Ursache des Stromausfalls fände. Mit blassem Gesicht machte er sich auf den Weg.

Just in diesem Moment flammte die Beleuchtung wieder auf.

Thervanog erschrak darüber fast genauso wie über das Verlöschen der Notbeleuchtung. Als er den Schock überwunden hatte, fand er eine Erklärung für diese seltsamen Vorgänge, die unkompliziert genug war, um ihm sofort einzuleuchten. Wahrscheinlich hatte der Reaktor nur vorübergehend ausgesetzt, wie es bei jeder Maschine vorkommen konnte. Etwas Ähnliches war ja mit seinen Waffen geschehen, nachdem sie vom Flußwasser und vom Regen naß geworden waren.

Erleichtert, beinahe fröhlich, machte sich Thervanog erneut auf den Abstieg.

Wie konnte er auch ahnen, daß ein terranischer Ewigkeitsreaktor niemals aussetzte - es sei denn, jemand schaltete ihn ab.

*

Die Treppe war zu Ende.

Thervanog stand unschlüssig auf dem feuchten Boden. Von hier aus zweigte nach rechts ein Gang ab. Es war der, in dessen weiteren Abzweigungen Thervanog sich einmal verirrt hatte. Naturgemäß scheute er davor zurück.

Aber er kannte noch einen anderen Weg.

Thervanog wandte sich nach links, obwohl auf dieser Seite der Gang nach wenigen Metern endete. Doch davon ließ er sich nicht beirren. Vor der letzten Tür im Gang, dicht an der hellgrauen Stirnwand, blieb Thervanog stehen. Die schwere Tür war nur angelehnt. Thervanog öffnete sie. Vor ihm befand sich ein kahler Raum, dessen Notbeleuchtung die gleiche rötliche Farbe hatte wie alle Räume, die Thervanog kannte. An der gegenüberliegenden Wand befand sich ebenfalls eine Tür.

Thervanog trat ein.

Er wußte, hinter jener Tür lag ein schmaler, niedriger Gang, der offensichtlich viel später als der eigentliche Bunker gebaut worden war. Einmal war er schon hiergewesen, hatte dann aber kehrtgemacht, weil da drinnen seine Neugier nicht genügend befriedigt worden war. Heute aber hatte ihn nicht die Neugierde hergetrieben, sondern die Suche nach einem Lagerraum.

Thervanog durchquerte den Raum und öffnete die zweite Tür. Mit nachdenklichem Gesicht startete er auf Wände aus nacktem Fels, die vor Feuchtigkeit glänzten, und auf die rostigen Metallstreben, die die Decke alle paar Schritte stützten.

Kühle Luft drang aus dem Gang - eine Wohltat in der stickigen Atmosphäre des Bunkers.

Würde er hier das Gesuchte finden?

Der Gang bezog sein Licht am Anfang nur durch die offenstehende Tür, später gab es eine Reihe an den Deckenverstreben aufgehängter bläulicher Lampen, deren Schein so weit reichte, daß man die Unebenheiten des Bodens gerade noch erkennen konnte.

Thervanog schritt kräftig aus. Bald hatte er die Stelle erreicht, an der er damals umgekehrt war. Aber ganz gegen Thervanogs Erwartungen erwies sich die Fortsetzung des Ganges länger, als er angenommen hatte. Beinahe eine Stunde mußte Thervanog noch marschieren, dann hatte er das Ende erreicht.

Thervanog blickte enttäuscht auf den nur roh bearbeiteten Fels und die von einer dicken Oxydationsschicht überzogenen Geräte davor. Also war sein Marsch vergebens gewesen. Hier gab es keinen Lagerraum. Thervanog überlegte.

Unterwegs, vielleicht hundert Schritte vom Ende des Ganges entfernt, gab es eine schmale Abzweigung. Sie sah zwar nicht vielversprechend aus, darum war er an ihr vorbeigelaufen, aber da er einmal hier war, würde es besser sein, auch diesen Gang zu untersuchen.

Der Gang selbst erwies sich als noch weniger vielversprechend, als das Eingangsloch in der Wand. Jemand mußte ihn mit großer Eile vorgetrieben haben, denn, obwohl wie mit dem Messer durch weiches Material geschnitten, standen überall glatte Ecken und Kanten hervor. Es ging ein wenig aufwärts, und nach etwa achtzig Metern klaffte in der Decke ein breiter und langer Spalt, als sei dort einst Gestein heruntergestürzt. Natürlich lagen keine Trümmer mehr herum. Das beruhigte Thervanog einigermaßen, denn dann mußten viele Jahrzehnte keine neuen Bruchstücke herabgefallen sein. Es war unwahrscheinlich, daß das ausgerechnet jetzt geschehen sollte. Zwanzig Meter weiter war auch dieser Gang zu Ende. Überrascht schaute Thervanog in den Tunnel, auf den sein Gang mündete. Er war bedeutend weiter und höher als der Gang mit den Stützstreben. Auch war der Boden hier sorgfältig geglättet, und die Notbeleuchtung spendete helleres Licht. Die Lampen waren außerdem nicht nur provisorisch aufgehängt, sondern in die Decke eingelassen.

Thervanog schöpfte wieder Hoffnung.

Sehr bald aber wurde er wieder mutlos, das war, als er über zwei Stunden mit weitausgreifenden Schritten gegangen war. Ingeheim bangte er dem Augenblick entgegen, in dem er gegen eine Abschlußwand stoßen würde. Wahrscheinlich hatte er die falsche Richtung gewählt; er war nach rechts abgebogen, obwohl dieser Tunnel auch nach links weiterführte.

Eine Weile blieb er stehen. Er überlegte, ob es nicht besser sei, jetzt schon umzukehren, dann sagte er sich, nun müßte ja in Kürze zu sehen sein, was es mit diesem Gang auf sich hatte. Seufzend setzte er seinen Weg fort.

Als wiederum eine halbe Stunde vergangen war, entdeckte Thervanog im Schein der Notbeleuchtung eine Wand. Enttäuscht ging er weiter. Aber dann schrie er überrascht auf.

Die Wand hatte eine Tür.

Auch sie war, wie alle Türen, die Thervanog bisher gefunden hatte, unverschlossen. Thervanog öffnete sie, und zu seinem Erstaunen zeigte sich dahinter ein Raum, der ebenso aussah und ebenso zwei Türen hatte wie das entsprechende Gelaß, durch das er in den provisorischen Gang eingedrungen war.

Thervanog hatte es plötzlich eilig, die zweite Tür zu öffnen. Ihm war ein ungeheuerlicher Gedanke gekommen - und wenn er sich bewahrheitete...

Die Ahnung hatte ihn nicht getrogen.

Hinter der zweiten Tür befand sich ein mit hellgrauen Betonwänden verkleideter Gang, der bei einem toten Fahrstuhlschacht und einer Nottreppe endete - genau wie im Bunker Fenomat.

Thervanog war trotz seiner bis vor kurzem geführten primitiven Lebensweise kein Dummkopf. So brauchte er nicht lange, um den einzig richtigen Schluß zu ziehen.

Er befand sich im Bunker Sallon.

*

Thervanog blieb stehen und lauschte.

Nachdem der Widerhall seiner Schritte verklungen war, hörte er nichts weiter als das monotone Geräusch fallender Wassertropfen.

Aus irgendeinem Grunde war es im Bunker Sallon feuchter als in Fenomat. Aber auch hier brannte überall die rötliche Notbeleuchtung. Vielleicht verfügte auch Sallon über einen Ewigkeitsreaktor. Thervanog setzte seinen beschwerlichen Aufstieg fort. Zwar war er ausdauernd, aber als Steppenläufer fiel ihm das Treppensteigen schwer. Immer öfter mußte er eine Pause einlegen.

Als er endlich das Stockwerk erkannte, das mit jenem identisch sein mußte, in dem er sich in Fenomat für gewöhnlich aufhielt, war Thervanog völlig erschöpft und sehnte sich nach nichts

anderem als einer trockenen Stelle, an der er einige Stunden schlafen konnte. Bald hatte er einige Schaumstoffmatratzen gefunden, legte sie übereinander und streckte sich aus. Er schlief sofort ein.

Als Thervanog erwachte, hatte er das Gefühl, durch ein Geräusch geweckt worden zu sein. Aus den Augenwinkeln erkannte er rechts von sich eine hastige Bewegung. Er fuhr herum. Nichts.

Thervanog rieb sich die Augen. War das nun nur eine Sinnestäuschung gewesen, oder hatte tatsächlich die Luft geflimmert, und zwar an der Stelle, an der er Bewegung wahrzunehmen geglaubt hatte?

Schwerfällig ging Thervanog hinüber und sah sich um. Aber er fand keinen Hinweis auf die Anwesenheit eines Fremden. Jedenfalls war ihm jetzt die Ruhe verleidet. Er beschloß, nachzusehen, ob hier an der gleichen Stelle, ein verschütteter Notausstieg lag wie im Fenomat-Bunker.

Den Notausstieg fand Thervanog sofort. Doch er war so stark zugeschüttet, daß ein Wegräumen der Trümmer Wochen gedauert hätte. Aber etwas anderes fand Thervanog.

Im Unterschied zu Fenomat fehlte hier, kurz vor dem Notausstieg, der hüfthohe Schuttkegel, der einen ehemaligen Einsturz markierte. Dafür befand sich an jener Stelle eine Tür.

Dieser Unterschied war es, der Thervanogs Wißbegier von neuem anstachelte, obwohl er am liebsten nach Fenomat zurückgekehrt wäre. Die Tür war zwar verschlossen, ließ sich aber durch ein Handrad öffnen. Thervanog prallte vor der dumpfen, abgestandenen Luft zurück, die auf ihn einströmte, als die Tür schnalzend aus verklebten Dichtungen loskam. Bis hier hinein schien die Wirkung der Lüfterneuerungsanlagen nicht gereicht zu haben.

Außerdem war es völlig finster. Thervanog war froh, die Stablampe mitgenommen zu haben. Er zog sie hervor und schaltete sie ein. In ihrem Schein blickte er einen schmalen Gang entlang, dessen Wände metallisch schimmerten. Thervanog zog die Tür hinter sich zu, nachdem er sich vergewissert hatte, daß sie sich von innen ebenfalls mittels eines Handrades öffnen ließ. Dann lief er den Gang entlang.

Nach etwa einer Stunde stieg der Boden schräg an. Die Platten, mit denen er belegt war, besaßen Rillen, so daß die Füße Halt genug fanden, um nicht abzugleiten.

Noch einmal verging eine halbe Stunde, dann endete der Gang mit einer Tür ohne Handrad. Dafür steckte ein Schlüssel in einer Erhebung. Thervanog kannte zwar Schlüssel und ihre Funktionen, aber er hatte bisher nur mehr oder weniger mit ihnen herumprobiert, da in Fenomat keine Notwendigkeit bestand, eine Tür aufzuschließen.

Thervanog drehte den Schlüssel nach links und nach rechts - ohne jeden Erfolg. Es schien, als ob Schloß und Schlüssel völlig sinnlos angebracht seien, da die Tür sich sowieso nicht öffnen ließ. Thervanog mußte unweigerlich auf diesen Gedanken kommen, denn er kannte die Bedeutung jener Zahlenscheibe nicht, die sich unterhalb des Schlüssels befand.

Als er es schließlich aufgab und sich umdrehen wollte, weiteten sich seine Augen. Es gab noch eine Tür. Sonderbarerweise befand diese sich aber nicht ganz am Ende des Tunnels, sondern kurz davor auf der linken Seite - und sie hatte ein Handrad.

Thervanog ärgerte sich, daß er jene Tür übersehen hatte, aber dann öffnete er sie, entschlossen, für heute Schluß zu machen und nach Fenomat zurückzukehren, wenn dahinter wieder ein neuer Gang sein sollte.

Der Sturm blies ihm dichte Regenschauer ins Gesicht, als die Tür aufschwang. Er nahm Thervanog fast den Atem. Als er sich von dieser Überraschung erholt hatte, begrüßte er jedoch freudig die langentbehrte frische Luft. Vorsichtig trat er einen Schritt vor - und konnte sich gerade noch zurückwerfen, bevor er in eine bodenlos scheinende Tiefe stürzte.

Thervanog erholte sich schnell von dem Schreck. Er kauerte auf einem Felsvorsprung nieder und spähte in die Tiefe. Die Stablampe hatte er ausgeschaltet, da er mit ihr den Grund nicht erreichen konnte. Aber allmählich gewöhnten sich seine Augen an das herrschende Halbdunkel. Es mußte Tag sein, sonst wäre überhaupt nichts zu erkennen gewesen. Zudem

schwächte sich der Regen allmählich ab. Thervanog wußte, daß die kurze Regenzeit in drei bis vier Tagen zu Ende gehen würde. Danach würde das Land wieder austrocknen - bis zum nächsten Regen. Es gab acht solcher Perioden auf Isan.

Jetzt vermochte Thervanog plötzlich gegenüber eine Felswand zu erkennen. Im selben Augenblick wußte er, wo er war. Er kannte von früheren Streifzügen diese Schlucht mit den zerklüfteten Steinwänden recht gut, hatte er doch manchmal Unterschlupf in ihr gefunden. Ein Wunder, daß die Tür ihm bisher entgangen war, aber das lag wohl daran, daß Teile der Felswände ziemlich weit zurücktraten und die Tür jedem Neugierigen verbargen.

Er überlegte, ob er jetzt durch den Bunker Sallon zurückkehren sollte oder über die Steppe. Er entschied sich für die Steppe. Während der Regenzeit war mit einem Auftauchen von Jägergruppen kaum zu rechnen, zudem würden sie in Hulkanog jetzt mit den Vorbereitungen für die Darbringung der Monster beschäftigt sein. Den Ausschlag gab jedoch die Tatsache, daß die überirdische Strecke bedeutend kürzer war als die unterirdische.

Der Abstieg war schlimmer, als er vermutet hatte. Die Felsen waren durch den Regen und durch herausgeschwemmte tonige Erde glatt und schlüpfrig geworden. Beinahe wäre Thervanog abgestürzt. Aber schließlich erreichte er den Grund der Schlucht. Sofort fiel er in seinen gewohnten Trab, und nach zwei Stunden tauchten vor ihm die Umrisse des Trümmerhügels von Fenomat auf.

Unbekümmert wollte Thervanog seinen Weg fortsetzen. Da hörte er etwas poltern. Er richtete sich halb auf und lauschte, während seine Nackenhaare sich sträubten. Dann schaltete er die Lampe an.

Der Lichtkegel fiel auf die vor seinem Eingang liegende Betonplatte - und auf eine Öffnung. Jemand war in seinen Bunker eingedrungen.

13.

Thervanog schaltete seine Lampe aus und zog die Pistole.

Zögernd, als fürchte er sich vor den Konsequenzen, die seine Handlung nach sich ziehen konnte, ging er auf den Eingang zu. Während er lautlos über Betonbrocken stieg, überlegte er, wer das sein mochte, der sein Versteck entdeckt hatte. Was ihn dabei am meisten beunruhigte, war die Tatsache der Entdeckung überhaupt. Durch Zufall würde nämlich kaum jemand dahinterkommen, daß sich hinter der schweren Betonplatte der Eingang zu einem Versteck verbarg.

Die Schlußfolgerung daraus war einfach: Jemand hatte ihn beim Verlassen oder Betreten des Bunkers beobachtet und beschlossen, zu einem späteren Zeitpunkt die Sache näher zu untersuchen. Thervanog kannte die Mentalität der Dorfleute recht gut. Das ließ ihn hoffen, daß der Eindringling niemand aus einem Dorf war. Die Jäger hätten niemals die Geduld gehabt, ein Vorhaben auf einen späteren Zeitpunkt zu verschieben. Sie wären höchstwahrscheinlich sofort über ihn hergefallen oder ihm zumindest auf der Stelle gefolgt.

Sollte vielleicht ein anderer Immuner... ?

Thervanogs Herz klopfte bis zum Hals. Der Gedanke war zu phantastisch, daß ausgerechnet während der Zeit, in der er nach einem Schicksalsgefährten gesucht hatte, ein Immuner ihn beobachtete. Aber sei es wie es sei; es würde schwierig sein, dem anderen die eigenen friedlichen Absichten zu beweisen. Ein Immuner wehrte sich zuerst, bevor er über den anderen nachdachte.

Thervanog rief inbrünstig die Dämonen an, daß er nicht gezwungen sein möge, auf einen Immunen zu schießen. Eigentlich glaubte er nicht mehr so recht an die Dämonen, aber in Situationen wie dieser fiel er stets in den Aberglauben zurück.

Als er den finsternen Schlund erreichte, kniete er nieder und lauschte. Zuerst vernahm er außer dem Regen und dem aus der Tiefe dringenden stetigen Geräusch fallender Tropfen keinen Laut. Dann schien es ihm, als atme jemand verhalten.

Kein Zweifel: Sein Besucher steckte in dem Schacht. Wahrscheinlich hatte er das Aufblitzen der Lampe gesehen und war gewarnt. Es war Thervanog klar, daß der andere sich ihm gegenüber im Nachteil befand. Jener mußte sich an die Sprossen klammern und konnte nur höchst unbeholfen mit einer Waffe umgehen, während er den anderen nur blenden brauchte und ungehindert schießen konnte. Aber gerade das Schießen wollte Thervanog vermeiden. Selbst wenn er den Eindringling nur verwundete, würde der in die Tiefe stürzen, und es bestand kaum Aussicht, daß er so günstig fiele wie er damals. Schoß er aber nur in die Luft, um den anderen zur Aufgabe zu zwingen, war es zweifelhaft, wie jener reagierte. Ergab er sich nicht, lockten die Schüsse zweifellos die Dorfleute herbei, und dann würden sie den Eingang zu seinem Versteck entdecken.

Natürlich, überlegte Thervanog, konnte er jederzeit wieder zum Sallon-Bunker zurück und von dort aus über Fenomat den anderen von unten überraschen. Nur würde jener sicher nicht solange warten.

Das brachte Thervanog auf einen anderen Gedanken. Er konnte ja den Eindringling im Glauben wiegen, er sei fortgegangen. Vielleicht käme er dann aus der Falle, die der Schacht für ihn sein mußte, heraus. Wenn nicht, nun, dann mußte ihm eben etwas anderes einfallen.

Thervanog begann den Trümmerhügel wieder hinabzusteigen. Diesmal vermied er absichtlich kein Geräusch. Im Gegenteil, er stieß ab und zu einen kleineren Brocken an, so daß er polternd davonrollte. Am Fuße des Hügels machte er kehrt und schlicht sich erneut zum Eingang. Seitlich davon duckte er sich - und wartete.

Mindestens eine halbe Stunde hockte er so. Schon begann er die Geduld zu verlieren, denn

der Regen machte seine Finger klamm und ließ ihn erschauern, da vernahm er ein kratzendes Geräusch.

Thervanog duckte sich noch weiter hinter einen kantigen Betonblock. Nur Stirn und Augen ragten über den Rand. Wieder drang das Geräusch an seine Ohren. Thervanog kannte es. So klang es, wenn man die verrosteten Sprossen benutzte. Er hoffte nur, daß der Fremde nicht auf den Gedanken kam, abwärts statt aufwärts zu steigen.

Endlich wurde seine Geduld belohnt.

Zwei Hände krallten sich aus dem Dunkel. Sie waren nur undeutlich zu sehen, denn immer noch verhüllte eine dichte Wolkendecke den Himmel, aber desto deutlicher vernahm Thervanog keuchende Atemzüge. Eine Sekunde lang wußte Thervanog nicht, was er mit seinen Händen beginnen sollte. Unschlüssig drehte er die Pistole, dann steckte er sie weg. Mit Schießen würde er das Problem nicht lösen können, ahnte er.

Schließlich kam ein nasser, wirrer Haarschopf zum Vorschein.

Thervanog zuckte unwillkürlich zusammen, als er das Lederband darin bemerkte. Diese geflochtenen Zierbänder wurden nur von den Dorfleuten getragen.

Wieder zuckte Thervanogs Hand zur Waffe. Aber er ließ sie im Halfter stecken. Lieber verließ er sich auf das Moment der Überraschung - und das war auf seiner Seite.

Es schien dem Jäger Mühe zu bereiten, sich vollends aus dem engen Loch herauszuziehen. Vielleicht war es auch nur die Furcht vor einem Absturz, die ihn zögern ließ. Thervanog konnte es nur willkommen sein. Er wartete, bis der Jäger den ganzen Körper nachgezogen hatte und sich aufzurichten begann.

Dann sprang er.

Seine Knie trafen die Schultern des Jägers, die Linke krallte sich um den Hals, und die Rechte führte einen heftigen Schlag gegen die Schläfe.

Schwer schlug die Stirn des Jägers auf den harten Beton.

Thervanog riß hastig die Lederschnur aus dem Haar des anderen, schnallte seinen Gürtel ab und band Hände und Füße seines Opfers. Dann erst drehte er ihn herum.

Ein Laut der Überraschung entschlüpfte ihm.

Dieses Gesicht würde er jederzeit wiedererkennen, denn er hatte es in ähnlicher Lage schon einmal genau betrachtet.

Es war Herkamers Gesicht.

„Ther... va... nog!“

Thervanog, der geduldig neben seinem Gefangenen gesessen und nachdenklich die Silhouette des Raumbootes unterhalb seines Hügels betrachtet hatte, fuhr herum.

Herkamer war erwacht.

„Du hast recht, Herkamer. Ich bin Thervanog, der Immune.“ Noch während Thervanog antwortete, kam ihm zum erstenmal richtig zu Bewußtsein, welche Probleme ihm die jetzige Situation stellte. Keinesfalls konnte er Herkamer auch diesmal entkommen lassen. Er mochte ihn aber nicht kaltblütig umbringen, damit er ihn nicht verriet. Von diesen Gedanken äußerte er jedoch vorläufig nichts.

„Wie hast du mein Versteck gefunden, Herkamer?“

Der Jäger starrte ihn stumm an. Wahrscheinlich war er noch zu benommen von dem Schlag, um sofort antworten zu können. Thervanog ließ ihm Zeit. Dann wiederholte er seine Frage.

„Es war Zufall“, sagte Herkamer leise. „Ich hatte mich unter dem Ding, mit dem die Monster gekommen waren, vor dem Regen verkrochen. Da sah ich dich kommen. Ich wußte nicht, daß du es warst, aber ich konnte sehen, wohin du verschwandest. Ich wartete, aber du kamst nicht wieder heraus. Da beschloß ich, nachzusehen. Aber kaum hatte ich die seltsamen Stäbe gefunden und mich in das Loch hineingelassen, als ein Licht aufleuchtete. Jemand mußte also draußen sein, wenn ich auch nicht daran dachte, du könntest es sein, denn du warst ja, glaubte ich, irgendwo unter mir in dem Loch. Wäre das Licht nicht gewesen, ich hätte an Leute aus Hulkanog gedacht, aber so...“

Thervanog nickte. Die Geschichte Herkamers klang glaubhaft - bis auf einen Punkt.
 „Weshalb verkrochst du dich überhaupt vor dem Regen? Warum bist du nicht im Dorf geblieben wie die anderen?“
 Herkamer seufzte.
 „Hulkin hat mich verstoßen - weil ich zweifelte.“
 „Zweifelte... ? Woran?“
 „Daran, daß wir alle genau gewußt haben sollten, wie wir die Monster fangen.“
 „Ja, hast du es denn nicht auch gewußt? Komisch, ich habe nicht mehr daran gezweifelt, nachdem die Fremden tatsächlich auf die Art und Weise gefangen wurden, die du vorhersagtest.“
 „Ich zweifle jetzt mehr denn je daran“, entgegnete Herkamer.
 „Aus welchem Grund?“
 „Weil ich mir einfach nicht erklären kann, woher wir unser Wissen hatten.“
 Thervanog blickte seinen Gefangenen lange prüfend an.
 „Das ist seltsam. Damals genügte dir das Wissen.“ Er zuckte mit den Schultern. „Aber das ist im Augenblick nebensächlich. Wichtiger scheint mir die Frage zu sein, was ich nun mit dir anfangen soll.“
 „Wahrscheinlich wirst du mich töten“, sagte Herkamer resigniert. Er schien sich mit diesem Schicksal abgefunden zu haben. „Mein Leben gilt nichts mehr in Hulkinog.“
 Thervanog zog ärgerlich die Brauen zusammen.
 „Die Gesetze des Dorfes gelten nicht für mich. Ich will dich nicht töten, aber ich kann dich auch nicht laufen lassen.“ Er schwieg, und für eine Weile sahen sie sich stumm an. Endlich faßte Thervanog einen Entschluß. Wie nun, wenn ihm das Schicksal durch Herkamer einen Fingerzeig geben wollte? Vielleicht sollte er versuchen, Herkamer das Wissen der Vorfahren und das Wissen um das Leben der Vorfahren beizubringen. Möglicherweise würde er so erkennen, wie er seine Gedanken auch unter die Dorfleute bringen konnte.
 „Es ist gut“, sagte Thervanog. „Ich nehme dich mit mir. Du sollst erfahren, wie alle Isaner leben könnten, wenn sie...“
 Thervanog stockte jäh.
 Wenn sie was taten... ? Er begriff in diesem Augenblick, daß er den Dorfleuten gar nicht sagen konnte, was sie zu tun hätten, um ihrer Primitivität zu entfliehen. Schließlich durfte er nicht erwarten, sie für ein Leben im Bunker zu gewinnen.
 Thervanog kniff die Lippen zusammen, daß sie zu dünnen, blutleeren Strichen wurden. Er mußte einen Anfang machen! Schweigend löste er Herkamers Handfesseln. Danach gab er ihm zu verstehen, wie er sich den gemeinsamen Abstieg dachte. Er wollte zuerst in den Schacht steigen und seinen Gefangenen an den Beinen hinter sich herziehen, bis er ihn auf die erste Sprosse bugsiert hatte. Dann wollte er ihm auch die Fußfesseln lösen, und Herkamer sollte hinter ihm herkommen.
 Natürlich barg diese Methode ein Risiko. Herkamer konnte den Versuch machen, zu fliehen. Aus diesem Grunde zeigte ihm Thervanog seine Feno-Automatik und versuchte, ihm deren Wirkung zu erklären. Zwar war er nicht sicher, ob Herkamer seine technischen Erklärungen auch nur halb verstand; er hoffte jedoch, daß er vernünftig sein würde.
 Als er geendet hatte, stand Thervanog auf und schritt rückwärts auf den Eingang zu.
 „Also los!“ sagte er grimmig. „Wir wollen es probieren!“

*

Thervanog starrte zornig auf den entsetzt losbrüllenden Herkamer.
 Der Abstieg in den Bunker war mühevoll gewesen, aber letzten Endes doch gut gegangen. Herkamer hatte keinen Fluchtversuch unternommen. Trotzdem war Thervanog vorsichtig geblieben. Er hatte nicht gewagt, seinem Gefangenen völlige Bewegungsfreiheit zu lassen,

sondern pflegte ihn in einem kleinen Raum einzuschließen, während er schlief.

Tagsüber aber mühte er sich, Herkamer das Lesen beizubringen. Und hier versagte der Jäger völlig. Thervanog wußte nicht, daß das seiner eigenen Ungeduld zuzuschreiben war. Er selbst hatte längst nicht mehr in den engen Schranken eines Dorfbewohners gedacht, als er den Bunker und dessen Einrichtung entdeckte. Herkamer aber war noch ganz in dem Zauberglauben der Dorfleute gefangen, und darum betrachtete er das Leuchten und die wechselnden bunten Bilder auf der Walze der Lernmaschine als Hexenspek.

Er hörte erst auf zu brüllen, als Thervanog die Lernmaschine abschaltete.

„Begreifst du denn nicht, was das ist!“ schrie Thervanog außer sich. „Du sollst lernen, die Zeichen zu deuten, die in den Büchern stehen. Dort auf der Walze stehen immer mehrere der Zeichen nebeneinander und daneben das Bild, das ihre Bedeutung ausdrückt. Ist das wirklich so schwer zu verstehen?“

Herkamer zitterte am ganzen Leib.

„Du bist ein großer Zauberer, Thervanog. Ich glaube es auch so. Aber bitte, verschone mich mit deinem Spek.“

Thervanog ließ sich erschöpft und resigniert in einen Stuhl fallen.

„Ich bin kein Zauberer, Herkamer. Wenn du wenigstens einmal versuchen wolltest, die Maschine selbst einzuschalten, würdest du merken, daß dazu keine Zauberkunst gehört. Jeder aus dem Dorf könnte das gleiche tun wie ich, wenn er wollte.“

„Nein, nein!“ wehrte Herkamer bleich ab. „Ich fasse den Spek nicht an!“

Thervanog explodierte.

Er nahm das nächstbeste Buch und schleuderte es Herkamer an den Kopf. Herkamer zuckte nur leicht zusammen, sagte aber nichts.

Thervanog dagegen saß wie erstarrt.

Fassungslos sah er zu dem auf dem Boden liegenden Buch. Es war ein leichtverständlich gehaltenes Werk über die Isangesellschaft vor dem großen Krieg, aber für Thervanog trotzdem schwer zu verstehen. Doch das war es nicht, was ihn an seinem Verstand zweifeln ließ, sondern vielmehr der Ort, von dem er das Buch genommen hatte.

Es hatte auf dem Tisch vor ihm, neben der Lernmaschine gelegen — und das, obwohl er es sechs Stunden vorher, als er sich schlafen legte, in den kleinen Bücherbord an der Wand gestellt hatte.

„Sag mal...“, fragte er Herkamer, und seine Stimme klang dabei heiser vor Erregung, „... hast du das Buch auf diesen Tisch gelegt?“ Er zeigte mit dem Finger auf die beiden Gegenstände, damit ihn Herkamer auch tatsächlich verstand.

Herkamer hob beschwörend die Hände.

„Bei den Dämonen, Thervanog - ich habe es nicht angerührt!“

Thervanog glaubte ihm aufs Wort. Er wußte ja selbst am besten, welche Scheu sein Gefangener vor der Lernmaschine und den Büchern zeigte, und eigentlich war die Frage überflüssig gewesen. Dafür stellte er sich eine neue Frage: Wer - wenn weder Herkamer noch er selbst - hatte dann das Buch aus dem Bücherbord genommen und auf den Tisch gelegt... ?

14.

„Heute ist etwas Entsetzliches geschehen. Thervi, unser Sohn, ist verschwunden, und das Schlimmste ist, wir ahnen, wohin er gegangen ist.

Schon seit langem machten wir uns große Sorgen um Thervi. Nun muß es gesagt werden: Er haßt uns. Er haßt uns fast ebenso sehr wie die Siedler uns hassen. Den Grund dafür wissen wir nicht. Aber wir kennen ja auch nicht den Grund für den Haß der Siedler. Daß wir anders dachten als sie, scheint keine ausreichende Erklärung zu sein.

Es fing damit an, daß er keinerlei technisches Verständnis zeigte oder vielleicht sollten wir lieber sagen: Er gab sich keine Mühe, sondern verabscheute alles Technische geradezu. Wir versuchten, ihn unsere Enttäuschung darüber nicht spüren zu lassen. Wir gaben ihm alles, was wir geben konnten. Wir wagten es sogar, an die Oberfläche zu steigen, um Wild zu schießen und den süßen Blütensaft der Moogani-Pflanzen zu sammeln, damit er ja nichts entbehrte.

Heute wissen wir, daß alles umsonst war.

Während wir ein Hituh jagten und Moogani-Blüten pflückten, verschwand Thervi aus dem Bunker. Wir haben Angst, nicht um uns, denn selbst wenn Thervi uns an die Siedler verraten sollte - der Bunkereingang wurde schon zu Anfang der Verfolgungen so gesprengt, daß er sich leicht verteidigen läßt. Wir fürchten vielmehr, daß unser Sohn das Leben der Primitiven aufnehmen wird. Damit ist unsere letzte Hoffnung auf eine Änderung der Verhältnisse dahin.

In der Verzweiflung darüber wollten wir schon die Geheimanlage auf Sallon aufsuchen, die wir durch Zufall vor vier Jahren entdeckten und in der sich die Abschußvorrichtung für sechzehn Bio-Raketen befinden. Doch die Bio-Raketen - ein Überbleibsel des Atomkrieges - würden den Untergang aller Isaner und wahrscheinlich auch den eines Teils der Tier- und Pflanzenwelt bewirken. Sie enthalten Ansintan-Kristalle, und Ansintan wirkt so verheerend, daß selbst die Strategen des Vernichtungskrieges vor dem Abschuß der Raketen zurückschreckten.

Aber wir haben kein Recht, über das Leben unserer Rasse zu verfügen, auch wenn sie sich derzeit in einem Stadium der Degeneration befindet.

Wenn wir nur wüßten, was diese Degeneration hervorgerufen hat! Um Strahlenschäden kann es sich nicht handeln, und die Lebensbedingungen an der Oberfläche waren so, daß sie eigentlich die Entwicklung fördern sollten, anstatt sie zu hemmen und zurückzubiegen.

Wir haben den Eindruck, daß die Ursache jener Degeneration nicht aus den Menschen selbst kommt, sondern von einem äußeren Einfluß herrührt. Die Möglichkeit, jenen Einfluß aufzuspüren, ist jedoch mehr als gering. Wir können nicht...

Thervanog warf einen flüchtigen Blick auf die Skizze auf der nächsten Seite.

Er erkannte, daß ein ganz bestimmter Weg markiert war, der vom Bunker Fenomat direkt zum Bunker Sallon führte. Thervanog wußte plötzlich, daß es jener Weg war, den er auf der Suche nach Preßluftschlämmern gewählt hatte. Die Markierung führte weiter bis dicht vor den mit Trümmern angefüllten Ausstieg Sallons, bog aber dicht davor nach links ab, durchzog den metallverkleideten Stollen und ging noch ein wenig über jene Stelle hinaus, an der Thervanog wieder ins Freie gelangt war.

Ein Pfeil wies auf die Tür, die sich damals nicht hatte öffnen lassen. Dahinter stand ein Wort, das Thervanog mühsam buchstabieren mußte: ANSINTAN-RAKETEN.

Thervanog fühlte es kalt seinen Rücken hinablaufen. Dort also lagen die Waffen, von deren Wirkung er sich keinerlei Vorstellung machen konnte, von der Ther und Ivsera aber berichtet hatten, daß ihr Abschuß einen Großteil des isanischen Lebens zum Tode verurteilen würde.

Thervanog grauste es vor der Gewalt, über die derjenige verfügen würde, dem es gelänge,

jene Tür zu öffnen. Er nahm sich vor, immer darüber zu wachen, daß dies nicht geschähe.

Im Augenblick jedoch hatte er andere Sorgen.

Die größte Sorge hieß Herkamer. Es war Thervanog noch immer nicht gelungen, Herkamer an die Lernmaschine heranzubekommen. Der Jäger hatte sich vielmehr in immer größere Furcht vor dem „Spuk“ hineingesteigert. Das wiederum war der Grund zu Thervanogs zweiter Sorge. Er wußte nicht, ob Herkamer nicht die erste beste Gelegenheit benutzen würde, um aus dem Bunker und damit aus der Reichweite des „Spuks“ zu entfliehen. Zwar war kaum anzunehmen, daß er dann ins Dorf zurückkehrte, um ihn zu verraten. Dazu hatte er zuviel Angst, geopfert zu werden. Immerhin bestand die Möglichkeit, daß die Dorfleute ihn faßten und aushorchten. Das aber wollte Thervanog nicht riskieren.

Der beste Schutz vor absichtlichem oder unabsichtlichem Verrat schien ihm zu sein, Herkamer stets in den kleinen Raum zu sperren, wenn er ihn nicht im Auge behalten konnte.

Gerade das aber, so fürchtete Thervanog, wurde allmählich zum Problem. Herkamer verlangte nämlich immer stärker nach dem gewohnten Nii-Saft. Der Nii-Saft wiederum wurde aus den Blüten der Moogani-Pflanze gewonnen. Thervanog hätte ihm gern etwas davon beschafft; nur wußte er leider zu genau, daß das unmöglich war. Noch nie in seinem Leben war es ihm gelungen, einer Moogani-Blüte nahe genug zu kommen, um sie zu pflücken.

Thervanog verzog das Gesicht, als Herkamer aus seinem Zimmer kam. Er sah es seinem Gefangenen an den Augen an, was jetzt wieder kommen würde. Seufzend erwartete er das Unvermeidliche.

Herkamer blieb in respektvoller Entfernung vor Thervanog stehen.

„Thervanog...?“

„Ja?“ Thervanog hob den Kopf. „Möchtest du es nicht doch einmal mit der Lernmaschine versuchen?“

„Niemals!“ stieß Herkamer hervor. „Laß mich hinaus, Thervanog! Ich muß die Blüten der Moogani ernten!“

„Wozu?“ entgegnete Thervanog schwach. „Ich komme ganz gut ohne Nii-Saft zurecht, und das schon viele Jahre. Warum solltest du das nicht auch können?“

Herkamer ging nicht darauf ein.

„Ich muß hinaus, Thervanog! Du mußt mich hinauslassen, sonst...!“

In Thervanogs Augen trat ein wachsames Funkeln. Er beobachtete Herkamer und sah, daß er sich nur mit Mühe beherrschte.

„Was sonst...?“

„Läßt du mich hinaus?“

Auf Thervanogs Stirn begann die Zornesader zu schwellen.

„Ich denke nicht daran!“

Auf den Angriff war er gefaßt, aber nicht auf die rasende Wut Herkamers. Der Jäger krallte sich förmlich in ihm fest, schlug, biß und kratzte, so daß Thervanog Mühe hatte, ihn abzuwehren. Er schlug ihm die Faust gegen die Brust. Herkamer taumelte zurück, ging aber sofort wieder gegen ihn an. Thervanog, der schon geglaubt hatte, die Sache sei erledigt, wurde von dem Anprall gegen den niedrigen Tisch geschleudert.

Etwas klirrte hinter ihm.

Aus den Augenwinkeln nahm Thervanog wahr, daß die Lernmaschine zu Boden gefallen war und sich dabei in verschiedene Teile aufgelöst hatte. Das machte ihn so wütend, daß er mit gesenktem Kopf gegen Herkamer anstürmte und blindlings zuschlug. Er hörte erst auf, als Herkamer sich nicht mehr rührte. Dann schleppte er ihn in die kleine Kammer und schloß ab.

Keuchend kehrte er zurück.

Die Lernmaschine war nicht mehr zu gebrauchen, das sah er auf den ersten Blick.

Seine blinde Wut verebbte langsam. Jetzt fürchtete er, daß Herkamer sich die Sache allzusehr zu Herzen nehmen würde. In der Kammer lag der selbstgefertigte Bogen des Jägers mit den

dazugehörigen Pfeilen. Thervanog hatte sie ihm gelassen, weil er dachte, ihn dadurch auf die Probe zu stellen. Hoffentlich wandte er nun die Waffe nicht gegen sich selbst.

Thervanog überlegte, ob er nicht noch einmal hineingehen und Herkamer die Waffen fortnehmen sollte, aber er sagte sich, daß dies die Wut des Jägers nur neu anstacheln müßte. Er konnte nicht mehr tun als abwarten.

Wie so oft, wenn er mit einem Problem nicht fertig wurde, begann Thervanog die Gänge seines Bunkers zu durchstreifen. Er begriff nicht, wie jemand wegen ein wenig Pflanzensaft den Verstand verlieren konnte. Gewiß, Nii-Saft schmeckte vorzüglich; er war süß und aromatisch. Als er noch in der Hütte seiner Mutter wohnte, hatte sie jeden Abend Blüten gepflückt, und ein Mann war kurze Zeit danach immer erschienen, der eine Schale mit Nii-Saft hereinreichte. Aber niemals während seiner Verbannung, auch nicht am Anfang, war das Verlangen danach so stark gewesen, daß er sich deswegen in Gefahr begeben hätte.

War Herkamer so grundverschieden von ihm?

Die Antwort auf diese Frage, so entschied Thervanog, würde er wohl nie erhalten.

Er hatte sich selten so gründlich geirrt.

*

Ein einzelner Schuß hallte dumpf durch den Regen.

Der Hituh machte noch einen letzten, gewaltigen Satz nach vorn, überschlug sich und verschwand im Gras.

Thervanog nahm das Gewehr ab und verzog dabei schmerzlich das Gesicht. Seitdem er die Feuerwaffen ausprobiert hatte, war geraume Zeit vergangen, und ohne Grund hatte Thervanog niemals geschossen. Darum war es ihm ergangen wie beim erstenmal. Der Rückstoß hatte ihm den Kolben so heftig gegen die Wange geknallt, daß er für eine Weile ganz benommen war.

Nachdem er sich etwas erholt hatte, lief er zu der Stelle, wo der Hituh gefallen sein mußte. Befriedigt stellte er fest, daß das Tier tot war. Thervanog legte das Gewehr nieder, zog sein Messer und begann die Beute auszuweiden. Er beeilte sich dabei, denn er fürchtete, die Dorfleute könnten den Schuß gehört haben und nachsehen, was geschehen war.

Aber es kam niemand. Vielleicht, so dachte Thervanog, wußten die Dorfleute mit dem Knall gar nichts anzufangen, da sie ja keine Feuerwaffen kannten. Andererseits würden sie aus dem gleichen Grund sicher keine Furcht dabei empfunden haben, jedenfalls solange ihnen die Wirkung eines Gewehrschusses unbekannt war. Schon die pure Neugier konnte sie aus ihren Hütten locken.

Thervanog hatte dieses Risiko bewußt in Kauf genommen. Er war es leid, ewig nur Konzentrate zu essen, und außerdem wollte er mit dem frischen Fleisch Herkamer eine Freude bereiten.

Bei dem Gedanken an seinen Gefangenen verdüsterte sich sein Gesicht. Er konnte sich nicht erklären, weshalb Herkamer die lächerliche Furcht vor allem Technischen nicht endlich ablegte, und vor allem, warum er auf dem Nii-Saft bestand. Thervanog hatte nicht gewagt, Herkamer aus seiner Kammer zu lassen, nachdem er ihn angegriffen hatte. Jetzt wollte er, wenn er ihn herausließ, ein Stück gebratenes Hituhfleisch servieren, als Versöhnungsmahl gewissermaßen.

Mit Schwung warf er sich das ausgeweidete Tier über den Rücken. Es war eine ganz schöne Last, und gern hätte Thervanog Herkamer mitgenommen, damit er ihm beim Tragen behilflich sei. Aber so etwas konnte er sich in seiner Lage einfach nicht erlauben. Wenn es auch der Mentalität der Dorfleute widersprach, so bestand doch noch eine gewisse Gefahr, daß sie Herkamer zu ihm geschickt hatten, mit der Absicht, ihm eine Falle zu stellen. Als Gejagter hatte er es sich angewöhnt, zuerst die negativen Möglichkeiten einer Sache zu sehen. Als er mühsam den unebenen Weg zum Bunkereingang hinaufstieg, bemerkte er verwundert, daß er den ganzen Trümmerhügel überblicken konnte. Er blieb einen Augenblick stehen und

sah zum Himmel. Zum erstenmal seit Tagen brach wieder bläulichweißes Licht durch zerfranste Wolkenfetzen.

Die Regenzeit neigte sich ihrem Ende zu.

Thervanog war fröhlich und traurig zugleich darüber. Fröhlich deshalb, weil er bald wieder in den rötlichen Nächten durch die Steppe streifen konnte, ohne naß und klamm dabei zu werden und traurig, weil bei Tag wieder die Dorfleute die Steppe beherrschen würden.

Gleichzeitig regte sich in seinem Innern etwas, das er nicht zu deuten wußte. Es hatte mit den gefangenen Fremden zu tun und mit dem Schicksal, das am Ende des Regens auf sie wartete. Thervanog kannte die Bräuche eines Dorfes gut genug, um zu wissen, daß man mit der Opferung nur bis zum Abend des ersten trockenen Tages zögern würde, gerade Zeit genug, um die Nachbardörfer zur Teilnahme an dem Ritual einzuladen.

Es war kein Wunder, daß Thervanog sich über seine Gefühle wunderte. Ein Mann, der fast immer nur allein gelebt hat, kennt den Begriff Mitleid nicht.

Vorsichtig ließ er seine Beute an einem Kunststoffseil in den Schacht gleiten. Wie fast alles, was er verwendete, war es ein Beutestück aus dem Bunker. Behende kletterte er hinterher.

Er schleppte den Hituh in ein völlig leeres Zimmer, das er für seine Zwecke geräumt hatte. Ein Aschehügel in der Mitte verriet, wozu es diente. Thervanog hatte trotz seiner Intelligenz nicht alle Geheimnisse des Bunkers enträtseln können. Eine des ihm noch verborgen gebliebenen waren die elektrischen Öfen der ehemaligen Gemeinschaftsküche. Er war auch gar nicht auf den Gedanken gekommen, man könnte Fleisch auch anders braten als über offenem Feuer.

Thervanog ließ den Hituh fallen, kniete nieder und räumte mit den Händen die oberste Ascheschicht weg. Dann blies er kräftig, bis eine dünne Rauchsäule sich emporkräuselte. Befriedigt legte Thervanog trockene Holzspäne auf und darüber kräftige Scheite. Nicht lange, so prasselte ein helles Feuer. Hustend und mit tränenden Augen, denn der Rauch zog nur schlecht durch die Lüfterneuerungsanlage ab, säbelte er einen großen Fleischfetzen aus seiner Beute. Er steckte ihn auf einen geschwärzten Holzstab und legte diesen auf zwei primitive Gestelle. Danach rückte er den „Bratspieß“ übers Feuer.

Als er glaubte, das Fleisch sei gar, rückte er den Bratspieß beiseite, schaufelte mit den Händen Asche auf die Glut und teilte den Braten in zwei Teile. Auf zwei kleinere Holzspieße gesteckt, trug er sie vor sich her und legte sie in seinem Arbeitszimmer - dem Raum mit der defekten Lernmaschine - auf den Tisch. Dann öffnete er die Tür zu Herkamers Gefängnis.

Thervanog war auf einen neuen Angriff gefaßt gewesen, darum staunte er nicht schlecht, als Herkamer verlegen grinsend herauskam. Er sagte jedoch nichts dazu, weil er heilfroh war, seinen Gefangenen endlich einmal bei guter Laune zu sehen.

„Ich habe etwas Hituhfleisch für uns zubereitet“, meinte er wie nebensächlich. Herkamer schnupperte.

„Hm! Ich rieche es.“ Sein Blick fiel auf die Bratenstücke. „Wie hast du das gemacht, Thervanog?“

„Gebraten. Über...“, er zögerte und beobachtete Herkamer gespannt, „... Feuer.“

Herkamer zuckte zusammen. Dann lachte er gepreßt.

„Komisch! Eigentlich sollte ich mich vor dem Unaussprechlichen fürchten, aber ich tue es nicht. Im Gegenteil, ich bin gespannt, wie gebratenes Fleisch schmeckt. Du hast mir ja schon davon erzählt, wahrscheinlich hast du es schon oft gegessen, wie?“

Thervanog schaute mißtrauisch drein. Es wollte ihm nicht einleuchten, wieso sein Gefangener plötzlich jede Scheu vor dem Feuer abgelegt haben sollte.

„Einige Male“, antwortete er einsilbig und setzte sich. Dabei deutete er auf den zweiten Stuhl.

„Probier es selbst. Es schmeckt ausgezeichnet, besser jedenfalls als roh.“

Nach einiger Zeit sah Herkamer, mit vollem Munde kauend, hoch und nickte Thervanog anerkennend zu.

„Ich habe tatsächlich niemals etwas Besseres gegessen.“

Thervanog lächelte gezwungen.

„Außerdem“, fuhr Herkamer fort, „habe ich mir die Sache mit der Lernmaschine überlegt. Ehrlich gesagt, begreife ich nicht, wie ich das Ding als Zauberspuk ansehen konnte. Vielleicht könntest du mir nachher noch einmal alles erklären.“

Thervanog verschluckte sich, lief blaurot im Gesicht an und hustete krampfhaft. Als er wieder Luft bekam, starrte er Herkamer sprachlos an.

Herkamer wurde verlegen.

„Ich fürchte, du trägst mir den Streit nach...?“

„N... nein.“ Thervanog schüttelte den Kopf. „Ich begreife nur eines nicht: Warum hat sich dein Denken so plötzlich gewandelt?“

Herkamer schob den letzten Bissen in den Mund, schlang ihn hinunter, leckte sich die Finger ab und rülpste.

„Ach so, das meinst du! Tja, ehrlich gesagt, das begreife ich selber nicht. Aber ist denn das so wichtig?“

Thervanog erhob sich abrupt.

Mit schnellen Schritten durchmaß er wieder und wieder das Zimmer. Endlich blieb er vor den Trümmern der Lernmaschine stehen. Nachdenklich kaute er auf seiner Unterlippe. Dann wandte er sich jäh zu Herkamer um.

„Daß du plötzlich keine Angst mehr vor der Lernmaschine hast, ist nicht so wichtig, denn die ist kaputt. Aber eine andere Frage beschäftigt mich: Als ich dich einsperrte, warst du halb wahnsinnig, weil du nicht hinaus durftest - und jetzt verlierst du plötzlich kein Wort mehr darüber. Warum...?“

*

Die Gedanken der Männer zeugten von Panik.

John Marshall lag ebenso im Dunkel einer Hütte wie seine Begleiter, Leute von der Besatzung der NAGASAKI, und zermartete sich den Kopf nach einem rettenden Einfall.

Er hatte selbst genug mit seinen Gefühlen zu kämpfen, die sich nicht mit der Tatsache des bevorstehenden Todes abfinden wollten. Die ähnlichen impulsiven Gedanken der anderen waren eine zusätzliche und unter diesen Umständen kaum noch erträgliche psychische Belastung für ihn.

Das Schlimmste war, er fand keinen Ausweg. Fünf Tage waren vergangen, seit man sie gefangengenommen hatte. Fünf Tage der Ungewißheit und der Qual. Für Marshall waren sie ein Alptraum gewesen, denn er vermochte als einziger ihr Schicksal vorauszusagen. Aus den Gedanken der Isaner hatte er herausgelesen, was man mit ihnen anstellen wollte. Sobald die Regenzeit vorüber war, würden sie mit spitzen Stöcken durchbohrt und irgendwelchen Pflanzen vorgeworfen werden. Moogani nannten die Isaner sie, wahrscheinlich eine fleischfressende Spezies.

Und spätestens morgen würde der Regen aufhören!

Ein wenig melancholisch dachte Marshall daran, wie viele Möglichkeiten des Sterbens es doch gab. Wenn man annahm, sie alle zu kennen, dann mußte es ausgerechnet einem selbst passieren, daß der Tod auf völlig andere Art und Weise zugriff - und auf eine grausige Art und Weise.

Es erfüllte ihn mit Bitterkeit, daß seine Fähigkeit der Telepathie hier gänzlich versagte. Die Leute hatten sich unter seiner Führung sicher gefühlt. Sie waren der Meinung gewesen, er könnte jede nahende Gefahr rasch genug erkennen und außerdem in ausweglosen Situationen jederzeit Hilfe herbeirufen. Und nun versagte er.

Anfangs war ihm das nicht so tragisch erschienen. Das hatte seine Berechtigung. In der NAGASAKI befanden sich Tako Kakuta und vor allem Gucky, der Mausbiber. Beide waren sehr fähige Teleporter, das heißt, sie konnten allein mit dem Willen des Geistes ihre Körper

durch einen Überraum an jede beliebige Stelle befördern, wenn ihnen diese Stelle nur bekannt war. Selbst die dicksten Mauern vermochten einen Teleporter nicht aufzuhalten.

Aber weder Kakuta noch Gucky waren erschienen. Dabei wußte man in der NAGASAKI genau, wo die einzelnen Landetrupps sich befanden und welches ihr Ziel war. Vor allem Gucky enttäuschte Marshall. Gucky war nicht nur Teleporter, sondern auch Telepath und Telekinet. Oft hatte er aussichtslose Situationen gemeistert, wo alle anderen versagten. Da er nicht erschienen war, so schloß Marshall daraus, konnte er auch nicht helfen.

Verwunderlich schien ihm, das Bully, der die Landeunternehmen koordinierte, sie nicht mit Gewalt aus ihrer Lage befreite. Er mußte doch annehmen, daß jede Minute kostbar sei, und es wäre gelacht, wenn die Isaner nicht mit einem Raumschiff oder einer Hundertschaft Kampfroboter zur Herausgabe ihrer Gefangenen zu bewegen wären.

Praktisch gab es nur eine einzige Möglichkeit, die die Unterlassung massiver Hilfe erklärte: Bully und die NAGASAKI waren dazu nicht in der Lage.

Und das, spann Marshall den Faden weiter, bedeutete nichts anderes, als daß auf Isan eine unbekannte Macht ihre Hände im Spiel hatte...

15.

Der Sturm packte Thervanog, kaum daß er sich aus dem Windschatten des Betonklotzes begeben hatte, der den Bunkereingang abdeckte.

Er konnte sich nur mühsam auf den Beinen halten. Die Kombination flatterte um seine Glieder. Mit elementarer Wucht fuhr der Sturm in den Trümmerhügel, verging sich in Spalten und Löchern und tobte ärgerlich jaulend um die Hindernisse herum.

Draußen in der Steppe wurden die regenschweren Graswedel bis auf die Erde gepeitscht, und am Himmel zerflatterten die letzten Regenwolken.

Thervanog lehnte sich mit der Brust über den schwersten Betonklotz und zog den Feldstecher nach vorn, der an einer Schnur um seinen Hals hing. Unentschlossen drehte er ihn in seinen Fäusten. Er hatte ihn erst gestern entdeckt und war mit seiner Handhabung noch nicht vertraut.

Er starrte hindurch - und nahm nur verschwommene, nebelhafte Gebilde war. Unwillig knurrend drehte er am Mitteltrieb. Allmählich gelang es ihm, die dunklen Pünktchen am Horizont heranzuholen.

Es waren die Kegel der Hütten, die er sah, und der farbige Streifen davor mußte die Moogani-Hecke sein. Lange schaute Thervanog durch das Glas. Seine Geduld wurde belohnt. Zwischen den Moogani glaubte er Bewegung zu erkennen. Das mußten die Boten sein, die Hulkanog ausschickte, um den Nachbardörfern die Zeit der Darbietung bekanntzugeben.

Thervanog hatte gesehen, was er sehen wollte. Nun wußte er, daß die Fremden von den Sternen heute abend sterben würden. Hastig zog er sich zurück. Er war froh, der Gewalt des Sturmes entrinnen zu können.

Aber es war ein sehr nachdenklicher Thervanog, der die Sprossen hinabstieg. Zum erstenmal fragte er sich, ob er den Fremden nicht helfen könne. Über die Ursache war er sich nicht ganz klar. Zweifellos spielten seine Erinnerungen an die Opferzeremonien seines Heimatdorfes eine große Rolle. Er sagte sich aber, daß dies nicht der entscheidende Grund sein könne. Die Fremden gingen ihn eigentlich nichts an. Sie wären sogar völlig unbekannte für ihn gewesen - hätte er nicht beständig die fragenden und forschenden Augen des Mannes im Geiste vor sich gesehen.

Diese Augen verfolgten ihn seit einigen Tagen. Sogar im Schlaf waren sie ihm erschienen. Sie übten einen unerklärlichen Zwang auf Thervanog aus; so glaubte er jedenfalls, da er nichts von dem Gewissen ahnte, das jedem vernünftigen Geschöpf gegeben ist und das ihm unbestechlich den rechten Weg zeigt.

Das, was ihn bisher von einem Versuch der Rettung der Fremden abgehalten hatte, war nur die Befürchtung gewesen, sich damit jeden Weg zur friedlichen Bekehrung der Dorfleute zu verbauen. Und die Zukunft seiner Rasse ging seiner Ansicht nach allem anderen vor.

Thervanog befand sich bereits in dem langen Gang zu „seinen“ Räumen und war immer noch in trübsinnige Betrachtungen vertieft, als er den Schrei hörte.

Das riß ihn in die Gegenwart zurück.

Während er losrannte, überlegte Thervanog sich; wie seltsam schrill und hoch der Schrei geklungen hatte, gar nicht, als wäre er von Herkamer ausgestoßen worden. Eher schien es ihm, als hätte ein verwundeter Hituh den typischen schrillen Pfeifschrei von sich gegeben.

Aber natürlich war das unsinnig, denn unmöglich konnte ein Hituh in den Bunker gelangen. Was war es aber sonst?

Fast hatte Thervanog die Tür zu seinen Räumen erreicht, als diese mit Wucht von innen auf gestoßen wurde. In ihrem Rahmen erschien Herkamer, bleich bis unter die Haarwurzeln und zitternd. Mit den Fäusten umklammerte er seinen Bogen und ein Bündel Dornpfeile.

Thervanog bremste seinen schnellen Lauf.

„Was ist passiert?“ fragte er atemlos.

Herkamer schluckte und öffnete den Mund. Aber nur ein Krächzen löste sich aus der Kehle. Stumm deutete er mit dem Kopf nach drinnen.

„Ein... Hituh!“ stammelte er. „Aber...“

Thervanog schob ihn beiseite und stürmte über dem kleineren Flur in sein Zimmer.

Im ersten Augenblick hielt er das große Tier, das sich blutend am Boden wälzte, auch für einen Hituh, denn es hatte etwa die gleiche Gestalt. Doch dann erkannte er das graue Fell, die großen runden Ohren, die im Gegensatz zu einem Hituh schwach ausgebildeten Hinterbeine und den breiten, löffelfartigen Schwanz. Das war nie und nimmer ein Hituh!

Das war überhaupt kein Tier, das Thervanog jemals gesehen hatte.

Thervanog mußte sich plötzlich am Türrahmen festhalten, denn die Knie wurden ihm weich! Nein! Gesehen hatte er ein solches Tier niemals, aber er hatte von ihm gelesen! Ther und Ivsera hatten in ihrem Tagebuch ein Wesen beschrieben, das so ähnlich wie dieses hier aussah und das damals mit den Fremden von den Sternen den Vorfahren in Fenomat und Sallon geholfen hatte.

*

„Bei den Dämonen, es stirbt!“ schrie Thervanog verzweifelt.

Es sah wirklich schlimm aus.

Thervanog hatte, nachdem ihm die Vermutung gekommen war, das Tier sein vielleicht gar kein Tier, sondern jenes rätselhafte Wesen, das man Gucky nannte, ohne Zögern gehandelt. Mit dem alten Seitengewehr führte er zwei tiefe Schnitte links und rechts des im Nacken steckenden Pfeiles, zog den langen Moogani-Dorn heraus und preßte die Lippen auf die Wunde.

Mit aller Kraft saugte er das vergiftete Blut heraus, und er nahm sich nicht einmal die Zeit, es auszuspucken, sondern schluckte es einfach hinunter. Dennoch glaubte er nicht an den Erfolg seiner Bemühungen. Noch nie war seines Wissens jemand gerettet worden, den ein Moogani-Dorn getroffen hatte. Das Gift wirkte schnell und tödlich.

Eigentlich hätte das Wesen schon tot sein müssen.

Der graupelzige Körper lag schlaff und reglos auf dem Rücken. Unter dem fast weißen Brustpelz hämmerte das Herz, und aus der leicht geöffneten spitzen Schnauze kam das Geräusch röchelnden Atems.

Thervanog ließ von der Wunde ab, als kein Blut mehr kam. Trotz seiner Ängste betrachtete er verwundert den einen langen Nagezahn, der gelblich hervorblickte.

Herkamer, der bisher alles nur furchtsam von weitem verfolgt hatte, trat mit leisen Schritten näher.

„Ist es tot, Thervanog?“

„Noch nicht“, murmelte Thervanog dumpf. „Dein Pfeil hat die Wirbelsäule verfehlt und nur eine Fleischwunde erzeugt, aber das Gift...“

„Es lebt noch?“ fragte Herkamer fassungslos.

„Vielleicht wirkt bei ihm das Gift nicht so schnell. Es ist kein Tier von Isan, Herkamer. Wenn ich nicht irre, sieht es genauso aus wie das Wesen, das vor langer Zeit unseren Vorfahren half und das mit den Fremden von den Sternen auf unsere Welt kam.“

„Du hast mir davon erzählt“, sagte Herkamer leise. „Aber dann kann es niemals dieses gleiche Wesen sein, das man Gucky nannte. Niemand lebt so lange, Thervanog.“

„Natürlich nicht. Aber sicher gibt es viele Wesen der gleichen Art, so wie es viele Isaner gibt. Warum nur mußt du sofort schießen?“

„Ich kann nichts dafür“, sagte Herkamer mit bebender Stimme. „Ich übte gerade mit Pfeil und Bogen, als plötzlich die Luft vor mir flimmerte - und dann stand dieses Wesen da und sah

mich an. Es öffnete die Schnauze, als wollte es etwas sagen, aber da hatte ich schon einen Sprung zur Seite getan und geschossen. Das Tier drehte sich im letzten Augenblick, als wollte es fliehen. Darum traf mein Pfeil nicht das Herz, sondern den Nacken.“ Thervanog atmete schneller.

„Die Luft flimmerte, sagtest du?“ Herkamer nickte.

„Bei den Dämonen!“ rief Thervanog. „Das gleiche habe ich schon einmal gesehen! Ich schlief fest. Plötzlich erwachte ich von einem Geräusch. Als ich mich aufrichtete, glaubte ich eine Bewegung zu sehen. Aber dann war da nur noch ein Flimmern in der Luft, das rasch verging. Was bedeutet das?“

Nach einer Weile gab er sich die Antwort selbst.

„Es suchte etwas hier. Dann hat es wohl auch das Buch auf einen anderen Platz gelegt. Vielleicht kam es heute zurück, um uns etwas zu fragen - und nun muß es wahrscheinlich sterben.“

„Können wir gar nichts tun, Thervanog?“

„Nein, nichts.“ Thervanog bückte sich. „Aber wir wollen es wenigstens auf mein Lager legen, Herkamer.“

Sie trugen das fremde Wesen auf Herkamers Lager und legten es, so behutsam sie konnten, nieder. Dann traten sie zurück und sahen den ums Leben kämpfenden Körper an.

Herkamer verspürte Bedauern, aber Thervanogs Gefühle waren anderer Natur. Außer Mitleid stieg Furcht in ihm auf, die Furcht, daß die Fremden von den Sternen den Tod ihres Gefährten rächen würden.

*

Irgendwo über Isan kreiste seit langen Tagen ein Raumschiff.

In einem zentral gelegenen Raum glänzte ein durchgehender Halbkreis, durch den man den nahen Planeten, die beiden so verschiedenen Sonnen Wilan und Wilanet und ein hellstrahlendes Sternenmeer sehen konnte. Es war der Panoramabildschirm - und der Raum, in dem er sich befand, war die Kommandozentrale der NAGASAKI, eines Schweren Kreuzers der Flotte des Solaren Imperiums.

Die NAGASAKI war ein Schiff, auf das seine Besatzung stolz sein konnte, aber diese Zeit schien vorüber zu sein. Jedenfalls spiegelte sich in den Gesichtern der wenigen Männer in der Zentrale alles andere als Stolz.

Reginald Bull stand mit vor der Brust verschränkten Armen an das Kommandopult gelehnt und starrte auf die von blauweißem Licht angestrahlte Halbkugel des Planeten Isan. Sein rundliches und meist optimistisch lächelndes Gesicht wirkte jetzt kantig und verkniffen.

In seinen Augen glitzerte Spannung, als er sich zu dem Leutnant am großen Telekom umdrehte.

„Keine Nachricht von Gucky, Schwab?“

Leutnant Schwab schüttelte seufzend den Kopf.

„Nichts Sir. Wenn ich mir eine Bemerkung erlauben darf, Sir: Vielleicht ist Guckys Armbandtelekom zu schwach, um bis hierher durchzudringen?“

„Unsinn!“ knurrte Bully gereizt. „Sie wissen genausogut wie ich, daß der Telekom Guckys mindestens noch einmal so weit reicht.“

Von links näherte sich ein untersetzter, schwarzhaariger Mann. Er trug das Abzeichen des Mutantenkorps auf dem Brustteil seines Einsatzanzuges. Unruhig zuckten die Lider seiner Schlitzaugen.

„Ich bitte darum, Gucky suchen zu dürfen, Sir!“

Bully streckte abwehrend die Hände aus.

„Abgelehnt, Tako. Wenn Gucky sich nicht selbst helfen kann, dann gelingt Ihnen das erst recht nicht. Außerdem...“, setzte er leise hinzu, „möchte ich den einzige verbliebenen

Teleporter nicht auch noch verlieren.“

„Wir haben immer noch Ras Tschubai, Sir.“

„Ach! Haben wir? Sie haben wohl vergessen, daß Ras sich ebensowenig meldet wie die Landegruppe drei?“

„Und wie Marshall“, ergänzte Kakuta trübsinnig.

„Ganz recht, Tako. Isan scheint unseren Mutanten nicht zu bekommen. Sie bleiben jedenfalls hier!“

„Ich verstehe nur eines nicht, Sir“, murmelte Kakuta.

„Und das wäre...?“

„Gucky war zweimal unten und ist jedesmal heil zurückgekommen. Wie vereinbart sich das mit Ihrer Theorie, daß um Isan ein paramechanisches Abwehrfeld liegt?“

„Das“, entgegnete Bully ärgerlich, „ist lediglich eine Vermutung, Tako. Schließlich wissen wir genau, daß die Isaner weder über die geistigen noch technischen Mittel verfügen, um etwas gegen das Wirken eines Mutanten zu unternehmen. Was bleibt uns weiter übrig, als die Einmischung einer außerirdischen Macht anzunehmen. Dabei bleibe ich auch jetzt noch. Natürlich kann ich mich in der Ausdehnung des Abwehrfeldes irren. Vielleicht wird es nur dort eingesetzt, wo unsere Mutanten den hypnotischen Invasoren gefährlich werden können.“

Takos gelbes Gesicht verzog sich zu einer Grimasse.

„In einem solchen Fall müßten die Invasoren selbst in der Nähe sein, Sir. Wir haben aber nicht das geringste Ortungsergebnis vorliegen.“

„Wer sagt denn, daß sie das Feld von einem Raumschiff aus steuern?“

„Aber wir können doch unsere Leute nicht im Stich lassen, Sir! Marshall und Ras befinden sich vielleicht in Lebensgefahr!“

„Sie meinen, wir sollten mit der NAGASAKI landen?“

„Ja, oder zumindest Roboterkommandos einsetzen!“

Bully schüttelte den Kopf.

„Wer weiß, was dann geschieht, Tako. Nein, wenn wir eine solche Aktion durchführen, muß das blitzartig geschehen. Zu diesem Zweck brauchen wir aber genaue Angaben über den Aufenthaltsort der Landegruppen. Warten wir ab. Vielleicht kommt Gucky doch noch und kann uns die Angaben bringen.“

Wie um auszudrücken, daß er das Thema für den Augenblick als abgeschlossen betrachte, ging Bully hinüber zur großen Bordpositronik und warf sich in den nachgebenden Kontursessel. Er glaubte selbst nicht so recht an seine Argumente, und er verfluchte insgeheim seinen Auftrag, der fast zwei Drittel der Schiffsbesatzung und drei der besten Mutanten in größte Gefahr gebracht hatte.

Nichtsdestotrotz war er fest dazu entschlossen, den Auftrag im Sinne Perry Rhodans auszuführen, und das hieß nichts anderes, als restlose Aufklärung der mysteriösen Ereignisse auf Isan zu schaffen.

Perry Rhodan war zuletzt vor hundertfünfzig Erdjahren auf Isan gewesen. Damals hatte er die beiden Kontinente jener Welt von einem furchtbaren Atomkrieg verwüstet gefunden, und von drei Milliarden Isanern waren nur knapp hunderttausend übriggeblieben, diejenigen, die einen Platz in einem der zehn gutausgebauten Bunker gefunden hatten.

Rhodan hatte, zusammen mit John Marshall, Gucky und der Telepathin Laury Märten den Isanern geholfen, sich in ihrer Welt wieder zurecht zu finden und die Demokratie zu erhalten. Der aus dem Ara-Gefängnis auf Tolimon befreite und rein zufällig in Rhodans Gesellschaft geratene Rodrigo de Berceo hatte dabei den Tod gefunden. Aber insgesamt betrachtet, waren die Schwierigkeiten, die sich Rhodan in den Weg gestellt hatten, minimal gewesen. Er hatte dafür gesorgt, daß ein Schlachtschiff der Solaren Flotte die Isaner mit Nahrungsmitteln und Konzentraten versorgte, die ausreichen sollten, bis die Oberfläche wieder bewohnbar geworden war. Außerdem waren aus Rhodans beschädigter Raumjacht einige Fusionsreaktoren ausgebaut und für die Zwecke der Bunker umkonstruiert worden.

Alles in allem durfte er, Bully, seinem Freund keinerlei Vorwürfe machen, daß er ihn nach Isan geschickt hatte. Alles hatte so ausgesehen, als würden sie eine neubesiedelte und rasch aufblühende Welt vorfinden, bei deren Bewohner die Erinnerung an Rhodans Hilfe noch stark genug war, um die Terraner mit offenen Armen zu empfangen.

Von diesem Standpunkt aus gesehen war die Mitnahme John Marshalls nicht einmal unbedingt notwendig gewesen, und Guckys, Takos und Ras Tschubais Teilnahme an der Expedition war Bully als purer Luxus erschienen.

Und nun saß er hier und wußte, daß selbst das ganze Mutantenkorps Rhodans ihm nicht hätte helfen können. Für einen so temperamentvollen Mann wie Reginald Bull war das eine Erkenntnis, die ihn an den Rand des Wahnsinns trieb. Nichtsdestoweniger behielt er nach außen hin kühle Ruhe bei.

Er hatte eine ganz bestimmte Vorstellung davon, wer für die Zustände auf Isan verantwortlich war. Jemand mußte schon vor ihrem Erscheinen hier aufgetaucht sein und diese Welt als willkommene Beute angesehen haben. Dieser Jemand verfügte über eine überlegene Technik - oder über ganz außergewöhnliche geistige Kräfte, mit denen er die Isaner in die Primitivität zurückzwang und alle, die ihn dabei stören wollten, ausschaltete.

Die Gefahr lag auf der Hand, daß der Unbekannte auch die NAGASAKI angriff, und das zu einem Zeitpunkt, wo ihre Manövrierfähigkeit und Feuerkraft durch den Ausfall von zwei Dritteln der Besatzung entscheidend geschwächt war, jener Leute nämlich, die zu den vermißten Landegruppen gehörten.

So mancher, der Bully als tollkühnen Draufgänger kannte, hätte sein jetziges Verhalten zumindest befremdlich gefunden. Er hätte erwartet, daß Bully entweder den sofortigen Rückzug aus dem System oder den Einsatz aller verfügbaren Waffen befehlen würde. Solche Leute kannten Reginald Bull überhaupt nicht.

Bully dachte nicht daran, sich mit einem Teilerfolg zufrieden zu geben und die gewaltsame Befreiung der Landegruppen wäre ein solcher Teilerfolg gewesen. Noch weniger dachte er an einen schnellen Rückzug.

Er tat etwas ganz anderes.

Er wartete ab.

Irgendwann, so vermutete er, mußte der Unbekannte seine Karten auf den Tisch legen, dann nämlich, wenn er merkte, daß er die ungebetenen Besucher nicht durch paramechanische Mätzchen in die Flucht schlagen konnte. Bis jetzt hatte er nichts weiter getan, als die Isaner für sich kämpfen zu lassen und sie durch seine Parakräfte zu unterstützen - und wahrscheinlich auch gefügig zu halten.

Wenn er seinen Zweck damit erreichte, würde er selbst eingreifen müssen, denn bis zur NAGASAKI reichten seine geistigen Kräfte offenbar nicht.

Auf diesen Augenblick wartete Bully mit der Geduld eines Schachspielers. Er wußte nicht, ob der Unbekannte der NAGASAKI auch im Raum überlegen war, zumindest aber wollte er die Position des Schiffes nicht noch mehr schwächen, indem er seinen letzten Mutanten hergab oder gar weitere Landekommandos nach Isan entsandte.

Das Schicksal der vermißten Landegruppen war ihm alles andere als gleichgültig. Er würde niemals John Marshall, Ras Tschubai und die Leute der NAGASAKI im Stich lassen - und erst recht nicht Gucky, mit dem ihn trotz aller gegenseitigen Sticheleien eine herzliche Freundschaft verband. Aber bevor er in die Geschehnisse eingriff, mußte er die Natur des Gegners durchschaut und das Solare Imperium darüber informiert haben. Alles andere hatte zu warten.

Bully hob den Kopf. Aus übermüdeten, rotgeränderten Augen blinzelte er die lichtblitzende Schaltwand der Positronik an.

Energisch drückte er die breite Schaltplatte nach unten und registrierte befriedigt das aus dem zum posi-112 ironischen Leben erwachte Gehirn dringende Summen.

„So, alter Knabe, dann wollen wir mal!“ knurrte er aggressiv.

Hämmernd schlugen seine Finger die Programmierungstasten.

*

In der Hütte wurde es hell.

Marshall schlug die Augen auf und starrte gegen die schmutzige Wölbung der Decke, durch deren Ritzen bläuliche Strahlenbündel stachen und die unzähligen Wassertropfen wie schimmernde Edelsteine funkeln ließen.

Aber Marshall reagierte nicht darauf. Er nahm das Licht nicht einmal wahr, obwohl es für ihn und seine Gefährten die Ankündigung des Todes bedeutete.

Ein schmerzhafter Gedankenimpuls hatte ihn geweckt.

Marshall wollte sich aufrichten, aber seine Fesseln saßen zu straff, und selbst wenn sie jemand just in diesem Augenblick zerschnitten hätte, wäre der ins Stocken geratene Blutkreislauf lange Zeit nicht in der Lage gewesen, die tauben Glieder wieder beweglich zu machen.

John Marshall schloß die Augen wieder und konzentrierte sich. Die Schlagader an seinem Hals schwoll vor Anstrengung an, und die Schatten um seine Augen wurden noch tiefer.

Aber vergebens. Ächzend stieß Marshall die angestaute Luft aus. Bunte Kringel begannen vor seinen Augen zu tanzen, und er hatte Mühe, sich wieder zu ruhigem, gleichmäßigem Atmen zu zwingen.

In diesem Augenblick erreichte ihn der Impuls ein zweites Mal.

Marshall schrie gellend auf, denn er als Telepath empfing fremde Gedankenimpulse nicht nur, sondern er nahm an dem Gedankeninhalt nahezu so starken Anteil, als wäre er mit der „sendenden“ Person identisch.

Und die letzten Gedankenimpulse drückten eine ganze Menge schmerzhafter Empfindungen aus: Panik, heißen typischen Schmerz und Todesangst überwältigten Marshall so, daß er sich für Sekundenbruchteile im Körper des anderen zu befinden glaubte.

Dann schlugen schwarze Schwingen über seinem Geist zusammen.

Marshall erwachte von lautem Rufen. Zuerst war er unfähig, überhaupt etwas zu begreifen, dann erkannte er die Stimmen von Leutnant Mirzar und Sergeant Novotny - und im selben Augenblick war die Hütte in Hulkanog wieder Wirklichkeit für ihn.

„Was ist los?“ fragte er, ohne den Kopf zu wenden. „Gott sei Dank!“ ertönte Mirzars Stimme.

„Was ist los, Sir? Das wollten wir gerade von Ihnen wissen. Zuerst haben Sie geschrien, daß es uns abwechselnd heiß und kalt den Rücken hinunterlief, und dann waren Sie plötzlich stumm. Wir dachten, Sie seien tot, Sir.“

Marshall lächelte schmerzlich.

Wart's nur ab, mein Junge, dachte er, bald werden wir alle tot sein, und vorher wirst du vielleicht noch schlimmer schreien als ich! Laut sagte er: „Ich bin in Ordnung, Mirzar. Wahrscheinlich habe ich nur schlecht geträumt. Lassen Sie's gut sein und sparen Sie Energie. Vielleicht brauchen Sie sie bald.“ „Zum Sterben“, setzte er hinzu.

Wieder schloß er die Augen. Er wollte ganz für sich allein sein, denn er würde alle Konzentration brauchen, um dem Sturm seiner Gefühle zu widerstehen.

Marshall wußte, wer ihn gerufen hatte: Gucky!

Da Marshalls Geist zuletzt beinahe identisch mit dem Guckys gewesen war, wußte oder zumindest ahnte er auch, was geschehen war. Gucky war von einem Isaner überrascht worden, und dieser Isaner hatte mit einem vergifteten Pfeil auf ihn geschossen. Soviel Marshall wußte, daß es für die Isaner nur ein Pfeilgift: das Gift der Moogani-Dornen, und sie verwendeten es, indem sie gleich den ganzen Dorn als Pfeilspitze einsetzten.

Bully hatte ihm - damals, nach der ersten mißlungenen Erkundung - mitgeteilt, daß der Moogani-Dorn eine Substanz enthielt, die in etwa dem irdischen Curare glich, aber bedeutend stärker und schneller wirkte. Marshall wagte sich nicht auszumalen, was Gucky jetzt tat -

obwohl er es wußte.

Guckys Telepathie-Impuls war in höchster Todesangst ausgesandt worden und wahrscheinlich nur deshalb durch die rätselhafte Barriere gedrungen, die Marshall und seine Leute wie eine unsichtbare Glocke umgab.

Oder war es dem Mausbiber gelungen, unter die „Glocke“ zu gelangen?

Marshall wußte es nicht. Er ahnte nur, daß er es nun nie mehr erfahren würde. Mein Gott! dachte er. Nur das nicht! Lieber will ich eines zehnfachen Todes sterben, als daß Gucky... !

„Sir!“ rief eine Stimme wie aus weiter Ferne. „Sir, Sie weinen ja!“

Marshall öffnete die Augen und wandte den Kopf in die Richtung, aus der die Stimme gekommen war. Er blickte in Novotnys weit aufgerissene Augen. Novotny hatte sich so gedreht, daß er Marshall von der Seite sehen konnte.

„Unsinn!“ fuhr er den Sergeanten heftig an.

Aber er spürte selbst den salzigen Geschmack seiner Tränen im Mundwinkel. Zornig über sich selbst bäumte er sich gegen die Fesseln auf. Doch das nützte nichts, die Isaner hatten ihn zu gut gebunden.

Mit leeren Augen starrte er gegen die Decke.

„Mein Gott!“ murmelten seine Lippen unhörbar. „Mein Gott! Gucky... !“

16.

Thervanog preßte das Ohr gegen die Brust des pelzigen Wesens.

Er erschrak vor der glühenden Hitze, die der schlaffe Körper ausstrahlte. Der arme Kerl mußte hohes Fieber haben. Thervanog kannte diesen Zustand von einer Krankheit her, die ihn einmal während einer Regenzeit überfallen hatte. Damals waren stechende Schmerzen in seiner Brust gewesen, er hatte gehustet und die Umwelt wie durch einen roten Schleier wahrgenommen. Einige Tage lang, von denen er nichts mehr wußte, hatte er sich in eine kleine Höhle verkrochen, bis er wieder zu Kräften gekommen war.

Nur mit größter Konzentration konnte er das Herz des Pelzwesens schlagen hören, es war ein schwaches, dafür aber um so schnelleres Trommeln.

Thervanog wandte sich um, als er Schritte hörte. Beruhigt sah er Herkamer eintreten. Er hatte es aufgegeben, Herkamer als seinen Gefangenen zu betrachten, und Herkamer hatte sich des Vertrauens würdig erwiesen.

Jetzt kam er von einem Gang an die Oberfläche zurück, einen prallgefüllten Fellbeutel über dem Rücken. Vor Thervanog setzte er den Beutel ab und zog ein Bündel lanzettförmiger rosafarbener Blätter heraus. Thervanogs Augen leuchteten auf.

„Wo hast du die Auggorah gefunden?“

Herkamer lächelte. Sein Atem ging schnell. Er mußte den ganzen Weg gelaufen sein.

„Am See hinter dem Dorf. Dort gibt es eine Menge davon.“

„Hinter dem Dorf?“ Thervanog erschrak. „Wenn man dich nun gesehen hätte?“

Herkamer schürzte verächtlich die Lippen. Er schlug an die Leuchtpistole, die in seinem Gürtel steckte.

„Mit dem bunten Feuer hätte ich sie vertrieben. Aber keine Angst, Thervanog. Die Dorfleute haben anderes zu tun, als nach mir Ausschau zu halten.“

„Ich weiß!“ Thervanog senkte den Kopf. „Sie müssen das Ritual der Darbringung vorbereiten. Trotzdem möchte ich nicht, daß du allein in die Nähe des Dorfes gehst.“

„Aber der Gucky braucht die Auggorah!“

„Na, schon gut!“ Thervanog seufzte. „Meinetwegen nennen wir ihn Gucky, wenn er sicher auch ganz anders heißt. Hoffentlich nützt ihm die Auggorah etwas. Gegen das Gift hilft sie nicht, bestenfalls gegen das hohe Fieber.“

Thervanog rückte die schon bereitstehende Schüssel zwischen sich und Herkamer, griff ebenfalls nach einem Bündel Auggorah-Blätter, und dann begannen die beiden Isaner Blatt für Blatt zu zerkauen und den mit Speichel vermischten Brei in die Schüssel zu spucken. Nach einer halben Stunde hielt Thervanog die Breimenge für ausreichend. Er griff mit beiden Händen in die Schüssel, dann klatschte er die jetzt dunkelrote Masse auf Guckys Brust. Das tat er zweimal, dann war der Vorrat aufgebraucht. Während Herkamer unablässig weiterkaute, verteilte Thervanog den Brei sorgfältig auf Guckys ganzer Brust, danach hockte er sich wieder auf den Boden und unterstützte Herkamer bei seiner Tätigkeit.

Es war fast Mittag, und Wilanet mußte bereits im Zenit stehen, als Gucky sich zum erstenmal regte. Zwar öffnete er die Augen nicht, aber die bisher schlaff herabhängenden Barthaare stiegen nach oben, die spitze Schnauze zitterte heftig, und der Nagezahn schob sich ein Stück vor.

Thervanog und Herkamer saßen gerade beim Essen. Aber als sie die winzige Bewegung sahen, sprangen sie sofort auf und stürzten an Guckys Lager.

Da hörte die Bewegung auch schon wieder auf.

Hastig schob Thervanog einen Teil des Auggorah-Breies zur Seite und legte das Ohr auf die Stelle der Brust, wo man den Herzschlag am besten hören konnte.

„Was ist...?“ fragte Herkamer hoffnungsvoll.

Thervanog packte die Blätter wieder sorgsam auf, dann drehte er sich zu Herkamer um.

„Es ist noch zu früh für eine Aussage“, flüsterte er. „Sein Herz schlägt zwar etwas kräftiger, aber noch ebenso schnell wie vorher. Wir können nichts tun, als regelmäßig den Brei zu erneuern.“

„Nun ja“, seufzte Herkamer, „vielleicht geht es ihm morgen schon besser.“

Thervanog nickte.

Keiner von beiden wußte, daß morgen alles zu spät sein würde.

*

„Er schlägt die Augen auf!“

Herkamer hatte so laut gebrüllt, daß es Thervanog durch sämtliche Türen hören konnte.

Er ließ den Bratspieß mit dem Hituhfleisch achtlos ins Feuer fallen und jagte davon.

Als er in seinem Zimmer ankam, sah er Herkamer über das Lager gebeugt. Er drängte ihn beiseite - und starrte in ein Par große, dunkle Kulleraugen.

„Wie geht es dir?“ fragte er. Aber er erhielt keine Antwort. Dafür schienen die runden Augen sich langsam zu bewegen. Sie musterten Thervanog und Herkamer eindringlich, dann schlossen sie sich wieder.

„Schade!“ sagte Herkamer enttäuscht.

Thervanog holte tief Luft.

„Wenigstens scheint es ihm besser zu gehen. Es ist ein Wunder. Kein Isaner hätte das überstanden.“

„Ich bin auch kein Isaner!“ piepste es hell dazwischen.

Thervanog und Herkamer zuckten zusammen. Der Gucky hatte die Augen erneut aufgeschlagen. Diesmal schienen sie klarer auf die Umgebung zu blicken. Plötzlich hob sich die schmale, dunkle Oberlippe und gab den einzigen Nagezahn völlig frei.

„Beinahe hättet ihr mich getötet. Wer war der Narr, der mit Giftpfeilen auf mich geschossen hat?“ Herkamer begann zu zittern.

„Ich... ich wußte nicht...“

„Daß ich Gucky bin“, ergänzte Gucky. „Es ist eine Schande, daß ihr das einzige wirklich intelligente Wesen der ganzen Milchstraße nicht kennt! Na wartet, wenn ich erst wieder zu Kräften gekommen bin...“ Gucky verzog schmerzlich sein Mausegesicht und - schloß erneut die Augen, während seine schmale Brust sich heftig hob und senkte.

Als er die Augen wieder öffnete, war sein Nagezahn verschwunden.

„Bleiben wir bei den wirklichen Problemen!“ lispelte er. „Ich kenne einen von euch schon ziemlich gut.“ Er blickte Thervanog dabei an. „Du hast dich wahrscheinlich gewundert, wer damals den Reaktor abschaltete, wer dir ein Buch auf den Tisch legte und wer im Sallon-Bunker wie ein Geist vor deinen Augen verschwand. Nun, das war ich. Ich hoffte, du würdest aufmerksam. Leider täuschte ich mich da.“

Die größte Enttäuschung aber erlebte ich, als ich hier rematerialisierte und den Pfeil ins Genick bekam.“

„Rametisier...?“ buchstabierte Thervanog.

„Ach was!“ winkte Gucky ab. „Vergiß es wieder. Ich habe mir doch gleich gedacht, daß ihr keine Mutanten seid.“

„Ich verstehe dich nicht“, sagte Thervanog kläglich.

Gucky seufzte und sammelte wieder Kräfte, bevor er antwortete.

„Schön, ich muß also anders herum anfangen. Ich weiß, daß du, Thervanog, das Tagebuch von Ther und Ivsera gelesen hast. Aber...“

„Woher weißt du, daß ich Thervanog heiße...?“

Gucky ließ seinen Nagezahn blinken.

„Ich weiß es eben, mein Freund. Bringe mich, bitte, nicht immer vom Thema ab! Du hast also das Tagebuch gelesen, nicht wahr?“

Thervanog nickte.

„Gut“, sagte Gucky erleichtert, „dann weißt du also auch, daß ich schon einmal auf Isan war.“

„Das warst du?“ staunte Thervanog. „Aber das ist doch schon einige Generationen her!“

„Und wenn schon! Ich lebe eben ein wenig länger als ihr. Du weißt also, daß ich mit meinem Freund, dem Terraner Perry Rhodan, hier war und daß ich die Überlebenden des Atomkrieges gerettet habe. Natürlich hat mir Rhodan dabei ein wenig geholfen“, fügte er mit schlechtem Gewissen hinzu. „So, wie wir euch damals geholfen haben, wollen wir euch auch heute helfen, Thervanog. Aber dazu brauche ich eure Unterstützung.“

„Ihr wollt uns helfen?“ fragte Thervanog. „Wen meinst du damit?“

„Ich bin nicht allein gekommen“, sagte Gucky. „Über Isan wartet ein großes Raumschiff...“ Seine Augen bekamen plötzlich einen traurigen Ausdruck. „Leider haben wir bisher ziemliches Pech gehabt. Jemand scheint uns nicht zu mögen.“

Abrupt wechselte er das Thema.

„Was sind das für Wesen, die die Leute der Dörfer versklaven?“

„Ich verstehe nicht“, erwiderte Thervanog. „Was ist das: versklaven?“

„Nun...“, Gucky suchte nach den richtigen Worten, „das heißt etwa soviel wie unterdrücken, für sich arbeiten und für sie kämpfen lassen. Verstehst du jetzt, was ich meine?“

Thervanog nickte.

„Ich glaube ja. Aber niemand läßt uns für sich arbeiten, und niemand schickt uns für sich in den Kampf.“

„Da schlag doch einer...!“ Gucky verschluckte sich. „Ich meine, das kann ich nicht glauben. Ich weiß aus deinen Gedanken, daß die Dorfleute uns ‘Monster’ nennen. Ich weiß aber auch, daß niemand von ihnen weiß, warum und was dieser Begriff bedeutet. Folglich haben sie ihn von jemand anderem.“ Thervanog zuckte mit den Schultern.

„Ich habe nie jemanden gesehen außer den Dorfleuten. Aber vielleicht sind es die Ältesten des Dorfes oder die Dämonen, obwohl ich nicht so recht an Dämonen glaube.“

„Daran tust du recht, mein Freund. Es gibt nämlich keine Dämonen, und die Dorfältesten - sind es Isaner wie ihr?“

„Ja.“

„Dann kommen auch sie nicht in Frage. Aber... vielleicht nennen sich die bewußten Wesen auch nur Dämonen...? Sie besitzen paramechanische Fähigkeiten, vielleicht können sie sogar hypnotisieren; das wäre ein Grund, warum die beiden sie nicht bewußt gesehen haben... Hm!“ Gucky schien angestrengt zu überlegen. Die beiden Isaner hüteten sich, ihn dabei zu stören. Thervanog sinnierte nur darüber nach, weshalb Gucky die Vergiftung überstanden hatte und warum er sich so schnell erholen konnte.

Hätte er Guckys körperliche und geistige Verfassung real beurteilen können, wäre er vermutlich erschrocken. Gucky war alles andere als völlig genesen. Seine ganze physische Kraft wurde durch das Sprechen aufgezehrt - und die psychische Energie hätte nicht einmal zu einem Teleportersprung von zehn Metern ausgereicht. Gucky wußte das genau, aber er wußte auch, daß viel davon abhing, ob Marshall, Tschubai und die anderen Leute der Landegruppen gerettet werden konnten - und nicht zuletzt, ob es ihm gelang, Thervanog und Herkamer für seine Pläne einzusetzen.

Gucky fiel ein, daß er ganz vergessen hatte, die im Augenblick wichtigste Frage zu stellen. Es überlief ihn siedendheiß bei dem Gedanken, er könnte versagen. Scharf fixierte er Thervanog.

„Ich muß dich etwas fragen, mein Freund. Leider gelingt es mir noch nicht wieder so recht, alles aus deinen Gedanken zu lesen.“

Hast du gesehen, was mit der Landegruppe geschah, deren Boot draußen steht?“

„Ja!“ Thervanog nickte eifrig. „Soviel ich weiß, haben die Dorfleute sie im Schlaf überrascht.“

„Im Schlaf!“ Gucky zeigte seinen Nagezahn in voller Größe. Das war etwas, womit er Marshall aufziehen konnte. Aber dazu mußte er ihn erst einmal befreien!

„Leben die Leute noch?“

„Ja, aber nicht mehr lange.“

Gucky fuhr mit einem schrillen Piepsen hoch, fiel aber sofort wieder zurück.

„Nicht mehr lange?“ Er keuchte und rang verzweifelt nach Atem. Sein Herz hämmerte schmerzhaft. Nur jetzt nicht ohnmächtig werden! suggerierte er sich ein. Er schaffte es mit allergrößter Willensaufbietung, den Schwächeanfall zu überwinden.

„Was hat man mit ihnen vor? Rede, Thervanog!“

Thervanogs Stimme klang dumpf und monoton, als er antwortete.

„Man hält sie drüben in Hulkinog gefangen. Heute abend, wenn Wilan versunken ist und Wilanet am Himmel aufsteigt, werden sie den Moogani dargebracht.“

Gucky schaute den Isaner verständnislos an. Der Pelz auf seiner Stirn legte sich in weite Falten. Er wußte zwar, daß die Moogani eine isanische Pflanzenart waren - der giftige Dorn, der ihm beinahe den Tod gebracht hatte, stammte von dieser Pflanze - aber er hatte nicht die geringste Ahnung, was es bedeutete, „den Moogani dargebracht“, zu werden.

Er erkundigte sich bei Thervanog danach.

Thervanog schilderte ihm das Ritual mit stockender Stimme.

Gucky schüttelte sich. Am liebsten hätte er Thervanogs Schilderungen als Hirngespinnste eines Geisteskranken abgetan, aber er wußte, daß Thervanog sowohl physisch als auch psychisch völlig gesund war. Um so stärker wurde seine Überzeugung, daß die Isaner von Wesen mit einer völlig fremdartigen Mentalität beherrscht wurden, ohne es zu wissen.

Er haderte mit seiner Schwäche, die ihm jedwede Teleportation unmöglich machte. Sonst wäre er auf der Stelle zur NAGASAKI zurückgekehrt, um Bully zu benachrichtigen. Er selbst konnte nicht in das Dorf, in dem Marshall gefangen war, eindringen - jedenfalls nicht mittels Teleportation. Irgendeine Parasperre hatte alle seine bisherigen Bemühungen abgewiesen.

„Wie lange haben die Gefangenen noch Zeit, Thervanog?“

„Etwa fünf Stunden, Gucky.“

Gucky nickte.

„Wenn ihr mir helfen wollt, dann sucht alle Waffen des Bunkers zusammen, die euch vertraut sind. Inzwischen werde ich mir einen Plan einfallen lassen.“

„Wir helfen dir“, sagte Thervanog schlicht.

Als die beiden Isaner verschwunden waren, schloß Gucky die Augen und dachte angestrengt nach. Er verfluchte seinen Leichtsinn, durch die eine Verbindung mit Bully unmöglich geworden war. Er hatte sich nichts dabei gedacht, seinen Armbandtelekom im verlassenen Verbindungsboot abzulegen, um den Isanern als harmloses Tier zu erscheinen. Nun wußte er, daß es falsch ist, sich völlig auf seine besonderen Fähigkeiten zu verlassen. Nicht einmal einen Impulsgeber für das Schleusenschott führte er bei sich. Wozu bin ich schließlich Teleporter, hatte er gedacht, als er von der NAGASAKI teleportierte.

Nun hatte er die Quittung dafür. Und das Schlimmste, die anderen würden seinen Leichtsinn ausbaden müssen!

Gucky seufzte vernehmlich.

Er hatte auf Tramp, seiner Heimatwelt und zugleich der Heimat aller intelligenter Mausbiber, immer als Genie gegolten, obwohl auch die anderen Rassegenossen Parafähigkeiten besaßen. Seitdem er sich Perry Rhodan angeschlossen hatte, war zu seinem schon vorhandenen Wissen unvorstellbar viel hinzugekommen. Zudem hatte er reichlich Erfahrungen sammeln können - und, nicht ganz unberechtigt, war ihm eine Geisteshaltung zu eigen geworden, die sich sehr oft in der lässig hingeworfenen Bemerkung äußerte: Nun laßt mal Gucky ran, ihr hilflosen Menschen! Gucky kann alles, am besten aber das Unmögliche!

Diese Haltung geriet jetzt ins Wanken. Er war auf Gegner gestoßen, gegen die er nicht ankonnte.

Bully schaltete den Interkom ein. Die Zentrale meldete sich.

„Schicken Sie Tako Kakuta in meine Kabine!“ befahl Bully.

Nervös fuhr er sich mit den Händen durch seinen roten Haarschopf, eine völlig überflüssige Bewegung, denn die kurzgeschorenen Borsten richteten sich sofort wieder steil auf.

Bully zündete sich eine Zigarette an, lehnte sich in seinem Sessel zurück und gab dem fahrbaren Tisch einen kräftigen Tritt, so daß dieser bis an die nächste Wand rollte.

Damit war jedoch sein Zorn noch längst nicht abgeklungen. Er stand wieder auf, vergrub die Hände in den Hosentaschen und marschierte unablässig von einer Wand zur anderen. Schließlich blieb er stehen, nahm die Zigarette aus dem Mund und zerquetschte sie, kaum angeraucht, im Aschenbecher.

„Hölle und Teufel!“ fluchte er unbeherrscht. „Einmal muß ich diesen Unsichtbaren doch zu fassen kriegen und dann...!“

Der Türsummer meldete sich.

„Eintreten!“ brüllte Bully.

Der Robotmechanismus der Kabinentür gehorchte und ließ Tako eintreten. Der Teleporter blieb dicht vor Bully stehen und nahm Haltung an.

„Ach, lassen Sie den Unfug!“ knurrte Bully unwirsch. Er wurde jedoch gleich freundlicher.

„Nehmen Sie Platz, Tako!“

Tako verneigte sich mit maskenhaftem Lächeln und setzte sich lautlos in einen Sessel.

Bully nahm ihm gegenüber Platz. Er wirkte plötzlich wie umgewandelt. Über seine Züge glitt sogar eine Spur des jugendhaften Grinsens, das früher so oft bei ihm zu sehen gewesen war. Doch schnell wurde er wieder ernst. Umständlich, als müsse er erst nach den richtigen Worten suchen, zündete er sich eine neue Zigarette an. Tako schwieg erwartungsvoll und bescheiden, wie es seine Art war.

„Also“, begann Bully, „Sie kennen die Situation!“

Tako nickte nur, denn er wußte genau, es war keine Frage, sondern eine Feststellung.

„Nachdem“, fuhr Bully fort, „wir auch von Gucky nichts mehr hören, sind Sie der einzige Mutant auf der NAGASAKI. Alle anderen Mutanten haben versagt, das heißt...“, er hob die Stimme ein wenig, „... kein Mutant ist für den Einsatz auf Isan geeignet. Stimmen Sie insoweit mit mir überein, Tako?“

Takos Gesichtszüge blieben undurchdringlich, aber in den dunklen Augen loderte es leidenschaftlich.

„Nein, Sir! Gucky ist zweimal von seiner Erkundung zurückgekehrt, also ist Isan nicht unbedingt gefährlich für Mutanten. Sie kennen ja seine beiden Berichte, Sir!“

„Ich weiß.“ Bully nickte. „Er hat im ehemaligen Bunker Fenomat zwei Eingeborene entdeckt, das heißt: beim ersten Besuch nur einen; beim zweiten Besuch waren es plötzlich zwei. Nur schien der zweite der Gefangene des ersten zu sein.“

„Richtig, Sir. Der erste war, jedenfalls konnte Gucky aus seinem Gedankeninhalt entnehmen, daß die anderen Isaner ihn so nannten, ein „Immuner“. Gucky schloß daraus - und ich schließe mich seiner Meinung an - daß nicht alle Isaner dem Paraeinfluß der Unbekannten unterliegen. Es gibt einige, die sich diesem Einfluß entziehen können und daraufhin von den übrigen gejagt werden.“

„Eine Art Hexenjagd“, murmelte Bully. „Man sollte so etwas bei intelligenten Wesen nicht für möglich halten!“

Tako sah ihn nur stumm an, und Bully senkte den Blick.

„Ich weiß, was Sie sagen wollen, Tako. Aber lassen wir die Vergangenheit der Menschheit

aus dem Spiel.“

„Jedenfalls“, trumpfte Tako auf, „zeigt diese Tatsache, daß jemand, der es geschickt genug anstellt, selbst als Feind des Unbekannten auf Isan überleben kann!“

„Sie meinen also, ich soll Sie hinunterschicken?“

„Unbedingt, Sir. Wir können nicht Marshall und Gucky dort unten sitzen lassen! Wer weiß, was unterdessen mit ihnen geschieht. Ich bitte darum...“

„Halt!“ Bully wehrte ab. „Ich habe mir Ihre Meinung angehört, weil ich mich noch einmal vergewissern wollte, welche Aussichten *mein* Plan hat. Sie haben mich in meiner Ansicht bestätigt. Man kann auf Isan überleben - aber offenbar nicht als ausgeprägter Mutant. Darum werde ich selbst auf Isan erkunden!“

„Das können Sie nicht tun, Sir!“ protestierte Tako. „Was soll der Chef sagen, wenn Sie auch noch...“

Bully lächelte.

„Erstens, mein Lieber, würde Perry an meiner Stelle genauso handeln, nur daß er unersetzlicher ist als ich und zweitens habe ich nicht die Absicht, mich unnötig in Gefahr zu begeben. Ich werde mich ein wenig umsehen, das ist alles. Und dann, wenn wir einen Anhaltspunkt über den Verbleib Guckys und der anderen haben, schlagen wir zu!“ Er seufzte. „Ich fürchte nämlich allmählich auch, daß längeres Warten den Vermißten das Leben kosten kann.“

Tako wurde plötzlich lebhaft.

„Sir, Sie müssen mich mitnehmen!“

Bully schüttelte den Kopf. Er stand auf, ging um den Tisch herum und legte Tako die Hände auf die Schultern.

„Sehen Sie, mein Junge, ich würde es ja gerne tun, aber es geht nicht. Ich brauche jemanden auf der NAGASAKI, der meine Gedankengänge genau kennt und der weiß, was alles auf dem Spiel steht, wenn das Solare Imperium nicht über den neuen Gegner informiert wird.“

„Aber der Erste kann doch ebenso gut...“

„Das Schiff befehligen, wollten Sie sagen? Natürlich kann er das, sonst wäre er nicht Erster Offizier. Aber er besitzt nicht den Weitblick wie Sie, der Sie mit dem Solaren Imperium sozusagen aufgewachsen sind und alle Erfolge und Fehlschläge mitgemacht haben.“

Bully trat einen Schritt zurück. Sein Gesicht verschloß sich, und man sah, daß es ihm mit seinen nächsten Worten bitterernst war.

„Tako Kakuta, hiermit erteile ich Ihnen den Befehl, während der Zeit meiner Abwesenheit das Kommando über die NAGASAKI zu übernehmen! Falls ich weder eine Nachricht sende noch persönlich zurückkehre, werden Sie das Schiff auf dem schnellsten Wege ins Solare System zurückbringen und Perry Rhodan Bericht erstatten! Entsprechende Vollmachten habe ich ausgefertigt.“

Er ging zur Wand, öffnete einen kleinen Tresor und zog eine Folienrolle sowie eine Bandspule heraus.

„Die Folie enthält Ihre Vollmachten, Tako - und hier...“ er hob die Bandspule hoch, „... ist ein ausführlicher Bericht von mir an den Chef.“

Das Lächeln kehrte wieder in Bullys Augenwinkel zurück.

„Alles klar, mein Junge?“

„Jawohl, Sir!“ Tako verbeugte sich ernst.

Bully reichte ihm die Hand.

„Ich gehe sofort zum G-Hangar, Tako. Es ist alles bereit für meinen Start. So long!“

Die Tür der Kabine schloß sich hinter ihnen. Als Bully schon ein Stück auf dem Gleitband zurückgelegt hatte, drehte sich Tako noch einmal um.

„Hals- und Beinbruch, Sir!“

Bully wandte kurz den Kopf. Über sein Gesicht huschte wieder das lausbübische Grinsen.

„Danke gleichfalls, Tako!“

Sein dröhnendes Lachen hallte noch durch den Flur, als er schon in der Öffnung des Antigravschachtes untergetaucht war.

*

Gucky starrte mißmutig auf das Waffenarsenal zu seinen Füßen.

Thervanog und Herkamer hatten seinen Wunsch erfüllt und von den ihnen einigermaßen vertrauten Waffen soviel herbeigeschleppt, wie sie konnten. Gucky hatte schließlich abgewinkt, als er merkte, daß nichts Neues mehr zum Vorschein kam.

Für ihn wirkten die Maschinenpistolen wie Selbstmordgeräte. Er wollte es Thervanog zuerst nicht glauben, daß er damit Probesalven abgefeuert hatte, denn die Läufe klebten innen von hartgewordenem Öl oder Fett. Das bedeutete, daß ein jeder Schuß zum Rohrkrepierer werden konnte. Er verzichtete jedoch darauf, die Läufe reinigen zu lassen. Dabei wäre die harte Kruste nur teilweise entfernt worden, Unebenheiten hätten sich ergeben und die Gefahr noch vergrößert.

Gucky legte die kleinen, fast zierlichen Pfoten über die Augen und versuchte, sich ein Bild von Marshalls Lage zu machen. Er würde sicher das grausame Schicksal genau kennen, das ihn und seine Begleiter erwartete. In dieser Situation mußte es eine Qual sein, nicht den geringsten Kontakt mit der Außenwelt zu haben.

Gucky versuchte ein letztes Mal, seinen Telepathie-Sinn einzusetzen. Es mißlang kläglich. Ausgerechnet seine Fähigkeit der Telepathie hatte am meisten unter der Vergiftung gelitten - und die der Teleportation.

Plötzlich entblößte der Mausbiber seinen Nagezahn.

Im nächsten Augenblick stieg ein achtlos hingelegtes Buch in die Höhe und verschwand von einer Sekunde zur anderen. Wenig später kam aus der Bibliothek ein erschrockener Ausruf. Bleich vor Entsetzen, mit schlotternden Knien, tauchte Herkamer in der offenen Tür auf.

„Du siehst aus, als hätte man dir ein Buch an den Kopf geworfen“, lispelte Gucky, und seine Barthaare zitterten vergnügt.

„Wo... woher weißt du...?“ stotterte Herkamer.

„Ich bin eben Gucky“, sagte der Mausbiber. „Aber damit du dich beruhigst: *Ich* habe dir das Buch an den Kopf ‚geworfen‘.“

Herkamer blickte mißtrauisch von Gucky zur Bibliothek.

„Du? Von deinem Platz aus kannst du doch gar nicht...“

„Doch, mein Freund! Das ist der Vorzug der Telekinese! So! Nun beeile dich und hole Thervanog zu mir. Ich habe einen Plan.“

Der Plan war ganz einfach.

Gucky hatte am Anfang nur an Teleportation gedacht, als ihm der Armbandtelekom im Verbindungsboot einfiel. Dabei war er gar nicht darauf angewiesen, um in den Besitz des Telekom zu kommen. Ebensogut konnte er ihn mittels Telekinese herausholen und auf dem gleichen Wege Marshall in die Hände spielen. Nur mußte er dazu möglichst nahe an das Dorf heran. So ganz im Besitz seiner Parakräfte war er nun doch wieder nicht.

Nachdem er die beiden Isaner informiert hatte, brachen sie auf.

Das Verbindungsboot stand immer noch an seinem alten Platz. Gucky ließ sich direkt unter der verschlossenen Einstiegsschleuse absetzen. Bis hierher hatten die Isaner ihn tragen müssen, da er körperlich noch sehr schwach war.

Nun begannen Guckys telekinetische Tastversuche.

Als das winzige Armbandgerät etwa fünf Meter von ihm entfernt ins Gras fiel, war Gucky völlig erschöpft. Den Gedanken, etwa mit dem Boot loszufliegen, dessen Schleuse er nun telekinetisch geöffnet hatte, mußte er weit von sich weisen. Er bat Thervanog, den Telekom an sich zu nehmen und ihn danach an den Platz zu bringen, von dem aus er hoffte, Marshall den Telekom übermitteln zu können. Danach sank er in eine Art Dämmerzustand.

Nur vage nahm er wahr, daß es, wie besprochen, erneut in den Bunker Fenomat ging. Sie hatten diesen Weg gewählt, weil der Notausgang des Sallon-Bunkers näher an Hulkinog lag als der des Fenomat-Bunkers. Die Gefahr, entdeckt zu werden, wurde geringer dadurch.

Als die Isaner Gucky durch den Stollendurchbruch trugen, den Perry Rhodan vor hundertfünfzig Jahren Erdzeit zwischen den teilweise parallel verlaufenden Gängen Fenomats und Sallons gebrannt hatte, seufzte Gucky schwach.

Wer ihm damals prophezeit hätte, was zur Zeit geschah, er hätte ihn für verrückt erklärt. Die Isaner waren nicht schlechter und nicht besser als die Terraner. Nur hatten sie keinen Perry Rhodan gehabt, der mit Hilfe einer fremden Technik den Atomkrieg rechtzeitig verhütete. Jedenfalls schienen sie danach Vernunft anzunehmen. Gucky fragte sich, ob die Unbekannten, die jetzt Isan beherrschten, durch den Atomkrieg aufmerksam auf Isan geworden waren.

Er kam jedoch zu keinem Ergebnis. Dabei hatte er die Wahrheit bereits gestreift - aber eben nur gestreift.

So vertieft war Gucky in seine Gedanken, daß ihm die Zeit wie im Fluge verging. Er schrak förmlich zusammen, als Thervanog ihm meldete, daß sie schon am Notausgang des Sallon-Bunkers waren.

„Sollen wir gleich weitergehen?“ fragte Thervanog.

Gucky nickte nur. Er war noch so schwach, daß er nicht bemerkte, wie Thervanog mit seinem Körper eine zweite Tür verdeckte. Es war die Tür zur Lenkzentrale der Ansintan-Raketen.

Der Abstieg in die steinige Schlucht gestaltete sich schwierig. Gucky war versucht, Herkamer, der ihn hinabtragen sollte, die Last mittels Telekinese ein wenig zu erleichtern. Aber er beschloß, seine Kräfte für später aufzusparen.

Unten löste Thervanog Herkamer ab.

Vom Ausgang der Schlucht war es nicht mehr weit bis nach Hulkinog. Bald mußten die Kegeldächer der Hütten auftauchen. Damit waren sie der Gefahr der zufälligen Entdeckung ausgesetzt. Gucky befahl anzuhalten.

„Ich will es von hier versuchen“, sagte er. „Bitte, Herkamer, beschreib mir noch einmal die Hütte, in der die Gefangenen liegen. Aber möglichst genau, sonst fällt der Telekom noch neben die Hütte. Ich möchte ihn sogar auf oder zumindest neben Marshall niederlegen, damit er ihn trotz seiner Fesseln erreichen kann. Verstanden?“

Herkamer machte eine Geste der Bestätigung. Gucky hoffte nur, daß er die Schwierigkeiten der Telekinese einigermaßen begriff, sonst fiel seine Schilderung womöglich zu großzügig aus.

Doch als Herkamer geendet hatte, war Gucky recht zufrieden. Er wußte aber, daß nun alles von ihm abhing.

Bevor er mit dem Experiment - denn mehr als ein Experiment war es infolge seiner Schwäche nicht - begann, schaltete er den Telekom ein und hielt ihn an seine Lippen. Jetzt wollte er tun, was er eigentlich gleich nach Wiedererlangung des Telekoms vorgehabt hatte, aber wegen seines Dämmerzustandes verschoben hatte: nämlich Bully anrufen und ihn über die Lage orientieren.

Schon hatte er zum Sprechen angesetzt, als er zusammenzuckte und mit steil aufgerichteten Ohren lauschte. Ihm war, als hätte er ein Geräusch gehört. Es hatte geklungen wie der ewige Sturm über den Wanderdünen des Mars, hohl, singend und von intervallartigem Rollen unterbrochen.

Wäre Guckys Blick nur ein einziges Mal nach oben, in den Himmel gegangen, die aus ionisierter Luft bestehende glühende Wendeschleife des einzelnen Raum Jägers wäre ihm nicht entgangen. So jedoch bewog ihn die Furcht, die Unbekannten könnten kommen und seinen Plan im letzten Augenblick vereiteln, auf das Gespräch mit Bully zu verzichten. Ihm erschien es wichtiger, daß Marshall den Telekom bekam - und das mußte sein, bevor ihm, Gucky, etwas zustieß!

Er schloß die Augen in höchster Konzentration.

Der Armbandtelekom stieg etwa zwanzig Meter steil empor, und dann geriet er ins Schwanken. Gucky stöhnte laut auf. Beinahe hätte er die telekinetische Kontrolle über das Gerät verloren. Aber im letzten Augenblick konnten seine Parakräfte erneut zufassen.

Von einer Sekunde zur anderen verschwand der Telekom.

Jetzt mußte er sich über dem Dach der Hütte befinden, in der Marshall und seine Gefährten lagen. Gucky wagte nicht, das Gerät fallen zu lassen und kurz vor dem Ziel wieder abzubremesen, wie er es normalerweise getan hätte. Er „umklammerte“ es und zwang es allmählich tiefer.

Schon glaubte er, die winzige Lücke, wie sie sich in jedem Hüttendach befand, überwunden zu haben. Er dirigierte den Telekom ein wenig nach rechts. Rechts unter der Lücke sollte Marshall liegen, wenn sich inzwischen nichts geändert hatte.

Da erschallte ein zweistimmiger Entsetzensschrei!

Gucky zuckte zusammen, und als er erneut nach dem Telekom fassen wollte, griffen seine telekinetischen Kräfte ins Leere. Verzweifelt richtete er sich auf.

Er wollte schimpfen, denn der Schrei war von Thervanog und Herkamer gekommen, doch er konnte es nicht. Er fühlte sich elend. Schon wieder wollte die Bewußtlosigkeit ihre Schleier über ihn werfen. Er kämpfte dagegen an.

Und dann sah auch er die tennisballgroße Feuerkugel.

Sie vergrößerte sich rasch, was auf schnelle Annäherung deutete. Kaum zehn Kilometer mocht sie entfernt sein, und sie stieß immer tiefer aus dem Himmel herab. Gucky atmete hastig.

„Hinlegen!“ brachte er endlich piepsend hervor. „Die... Unbekannten...!“

Nur zögernd folgten Thervanog und Herkamer der Aufforderung. Sie schienen nicht zu begreifen, welche Gefahr von der Feuerkugel ausging, und wie schnell es ihr Leben kosten würde, wenn sie zu dicht über sie hinwegraste. Gucky war sicher, daß die Unbekannten sie geortet hatten und nun persönlich eingriffen.

Nun wußte Gucky auch das Geräusch zu deuten, das ihn vorhin so erschreckt hatte. Er war froh, mit seinem telekinetischen Versuch nicht gezögert zu haben. Hoffentlich hatte Marshall den Telekom erhalten.

Immer schneller schwoll der Feuerball an. Nun war er schon so groß wie ein zweistöckiges Haus, und er wuchs noch weiter. Er hielt einen Kurs ein, der dicht an der kleinen Gruppe vorüberzuführen schien.

Leider hatte Gucky einen Fehler begangen.

Er hatte gesagt, der Unbekannte selbst griffe ein. Dadurch sollten die beiden Isaner gewarnt und in Deckung gezwungen werden. Nur hatte er die Mentalität der beiden falsch beurteilt. Einmal willens, Gucky beim Kampf gegen den oder die Unbekannten zu unterstützen, standen sie unbeirrbar zu ihrem gegebenen Wort.

Thervanog und Herkamer bebten vor Furcht am ganzen Leibe. Dennoch richteten sie jetzt - das Sinnlose ihres Tuns überhaupt nicht begreifend - die Läufe ihrer Maschinenpistolen in den Himmel.

Gucky hörte die Abschüsse nicht, dafür war er viel zu aufgeregt. Er sah nur, wie Herkamer sich rückwärts überschlug. Der Jäger hatte lediglich einmal eine Pistole abgeschossen, und so kam der harte Rückschlag für ihn völlig überraschend. Er schied aus dem Kampf aus. Dafür jagte Thervanog Salve auf Salve hinauf. Keine einzige Kugel ging nur annähernd ins Ziel, aber die Leuchtpurgeschosse zauberten dichte Ketten rauchiger Wattebäusche in die klare Luft.

Die Reaktion darauf blieb nicht aus.

Kaum merkbar wich der Feuerball vom bisherigen Kurs ab. Es genügte jedoch für Gucky, um zu erkennen, daß er nun genau auf sie zukam. Verzweifelt bemühte er sich, Thervanog und Herkamer zu voller Deckung zu veranlassen.

Im letzten Moment schloß er die Augen und drückte die Nase tief ins Gras. Er spürte noch, wie etwas gleich einem Kessel kochenden Wassers sein Rückenfell versengte.

Dann löschte ein urwelthaftes Aufbrüllen alle seine Sinne aus.

*

Das schrille Heulen und Röhren des Ausschleusungsmanövers war schlagartig verebbt, als der winzige Raumjäger den Luftpfropfen der Hangarschleuse hinter sich zurückgelassen hatte. Bully hatte die Impulstriebwerke auf Vollschub geschaltet und sein Ziel, die strahlende Halbkugel des Planeten Isan, fest ins Auge gefaßt. Er hatte auf die Steuerpositronik verzichtet, denn angesichts der Zielnähe blieb nur noch die Manuellbedienung sinnvoll. Außerdem mußte Bully mit der Notwendigkeit plötzlicher Kursänderungen rechnen, und in solchen Situationen war der Mensch tatsächlich jeder Maschine weit überlegen.

Bully drückte die Maschine noch steiler nach unten. Jetzt wirkten Triebwerkschub und Massenanziehung des Planeten in einer Richtung. Das hatte zur Folge, daß die Andruckneutralisatoren nicht mehr ganz mitkamen. Bully hörte ihr gellendes Pfeifen und sah die Leuchtscheibe der Warnautomatik flackern. Aber noch beschleunigte er weiter, obwohl der Andruck schier die Luft aus seinen schmerzenden Lungen pressen wollte.

Dann prallte die nadelscharfe Bugspitze des Raumjägers auf die ersten Ausläufer der Atmosphäre. Im selben Augenblick flammten die energetischen Schutzschirme grell auf. Bully schloß geblendet die Augen, obwohl der Blendschutz sich automatisch vor den Sichtschirm gelegt hatte.

Er schaltete die Bugdüsen ein, und während ein grausamer Hieb ihn nach vorn stieß, zog er die Maschine allmählich nach oben, so daß sie in einen flachen Sturz überging.

Es war ein Wunder, daß der Raumjäger alle diese Belastungen heil überstand. Aber für solche verwegenen Manöver war er einst von den Arkoniden konstruiert und von terranischen Wissenschaftlern, Technikern und Piloten verbessert worden. Eigentlich glich die Maschine eher einem bemannten Raumtorpedo denn einem Fahrzeug. Sie bestand nur aus einer langgestreckten, torpedoförmigen Zelle, die außer der engen Pilotenkanzel noch starke Triebwerke und Hilfsaggregate barg. Ihr Zweck bestand in schneller Erkundung und im Austeilen überraschender Vernichtungsschläge. Für diesen Zweck führte der Jäger eine einzige, aber relativ überschwere Impulskanone mit. Selbstverständlich konnten unter die mehr angedeuteten als wirklich vorhandenen Tragflächenstummel auch Raketen oder Fusionsbomben gehängt werden, doch darauf hatte Bully diesmal verzichtet.

Er konnte nicht dort, wo er die eigenen Leute vermutete, mit Atomwaffen arbeiten. Der Flug diente lediglich der Sondierung der Lage auf Isan. Da Bully mit der Anwesenheit eines technisch mindestens gleichwertigen Gegners rechnete, war ein Einsatz der NAGASAKI ausgeschlossen, bevor nicht alle Stärken und Schwächen des Gegners ausgekundschaftet waren. Ein großes Schiff wäre zu schwerfällig und gleichzeitig ein zu großes Ziel gewesen.

Typisch für Bullys Mentalität war es, sich die schwerste Aufgabe für den gefährlichsten Augenblick aufzuheben, für den Augenblick nämlich, in dem der Feind längst gewarnt war und Zeit gefunden hatte, Gegenmaßnahmen zu treffen. Bully handelte jedoch nicht unüberlegt. Er wußte sich in die Lage des Gegners zu versetzen, und da dessen bisheriges Handeln einer humanoiden Logik nicht entbehrte, würde er sicher versuchen, die Aktionen des Raumjägers durch logische Berechnungen vorauszubestimmen.

Keinesfalls würde jemand annehmen, daß die Maschine zweimal ein und dasselbe Gebiet des Planeten überflog. Gerade das hatte Bully vor. Während der Raumjäger, immer noch mit irrsinniger Geschwindigkeit, den alten Bunker Fenomat überflog, schaltete Bully die automatisch arbeitenden Kameras ein. Eine Direktbeobachtung hielt selbst er für unmöglich.

Mit 500 Kilometern pro Sekunde raste Bully in nur 100 Metern Höhe über die Oberfläche von Fenomat dahin. Unter sich sah er nur verzerrte, verwischte Streifen. Nur die genaue Kenntnis der Oberflächenformationen ermöglichte den verrückten Tiefflug überhaupt. Leicht hätte sonst der Raumjäger an dem Hang eines Gebirges zerschellen können.

Nach kurzer Zeit tauchte die Maschine in die rötliche Nachtseite des Planeten ein. Wilan schien so nahe über der Oberfläche zu hängen, daß Bully Platzangst bekam. Die gewaltige, von eruptiven Ausbrüchen gleich pulsierenden Pockennarben bedeckte Kugel wirkte etwa fünfzehnmal so groß wie der Vollmond am irdischen Nachthimmel. Ihr Abstand glich jedoch ungefähr dem des Mars von der Erde. Hätte Wilan statt seines kaum wärmenden düsterroten Lichtes das gleiche Licht und die gleiche Energie wie Sol ausgestrahlt, Isan wäre eine tote Gluthölle gleich dem Merkur gewesen.

Bullys Handflächen wurden feucht vor Erregung. Bisher hatte der unbekannte Gegner ihn nicht belästigt. Aber das konnte sich von einem Augenblick zum anderen ändern. An soviel Glück, völlig unbehelligt in ein Wespennest greifen zu können, mochte Bully nicht glauben. In dieser Beziehung war er Pessimist.

Allmählich aber gelangte er zu der Überzeugung, daß der winzige Raumjäger dem Gegner nicht wichtig genug war. Bully ergrimte darüber, obwohl er hätte froh sein sollen. Jedoch er fürchtete, daß dort, wo kein Widerstand geleistet wurde, auch nichts zu beobachten war.

Der Kurs des Raumjägers glich einer um den Planeten gewickelten Spirale. Nachdem Bully Isan viermal umkreist hatte, jedesmal auf einer anderen Bahn, verließ er die Spirale und schoß, seine alten Flugbahnen der Reihe nach schneidend, auf sein Hauptziel zu: das Dorf Hulkinog bei den alten Bunkern Sallon und Fenomat.

Das bisherige Schweigen des Gegners hatte ihn etwas von seinem Mißtrauen ablegen lassen. Aus diesem Grunde steuerte er langsamer auf Hulkinog zu.

Im nächsten Augenblick griff er mit beiden Händen in die Steuerung. Ganz mechanisch hatte er gehandelt, bevor sein Verstand begriffen hatte, daß die Rauchwölkchen vor ihm keine Bedrohung bedeuteten. Sie schienen von Leuchtschurgeschossen herzuführen.

Doch da war der Jäger bereits dicht über der Steppe gewesen und mit einem Riesensatz über Hulkinog und den Standort des offenbar hirnverbrannten Schützen hinweggesprungen.

Bully zog den Raumjäger sofort in steilem Kurs nach oben. Mit gemischten Gefühlen beobachtete er die Rauchentwicklung weit unter sich. Der Schutzschirm seiner Maschine mußte entweder Hulkinog oder die Steppe in Brand gesetzt haben.

Nun galt es, die Aufnahmen schnellstens entwickeln zu lassen. Auf dem knapp handgroßen Bildschirm des Energietasters tauchten bereits wieder die Umrisse der NAGASAKI auf. Auf dem Telekomschirm erschien Takos angespanntes Gesicht.

Zum erstenmal lächelte Bully wieder.

„Alles klar zum Auffangmanöver!“ meldete Tako.

Bully nickte.

„Okay, Tako. Ich komme. Sie sehen, es war halb so schlimm, mein Junge.“

Im nächsten Augenblick verzerrte sich sein Gesicht zu einer überraschten Grimasse. Der zweite Telekom des Raumjägers hatte angesprochen - auf der für Gucky reservierten Frequenz.

Doch nicht Guckys Gesicht erschien auf dem kleinen Bildschirm. Es war überhaupt kein Gesicht, und hätte Bully nun nicht die Stimme gehört, er wäre überzeugt gewesen, der Telekom läge auf dem Grund eines Sees. Immerhin erkannte er nach einiger Zeit Marshalls Stimme.

Mein Gott! dachte Bully. Was hat man mit John gemacht?

18.

Die Männer waren gekommen und hatten sie aus der Hütte geschleppt.

Jetzt lagen sie, die so lange nur das Halbdunkel der Hütte geschaut hatten, im stechenden blauweißen Licht der Nachmittagssonne. Ihre Augen schmerzten. Die Glieder fühlten sie schon lange nicht mehr. Der Blutkreislauf war infolge der straffen Fesselung nahezu abgeschnürt.

Sie sprachen kein Wort, denn die Nähe des Todes läßt Überflüssiges nicht zu - und Worte waren überflüssig geworden.

Marshall lauschte nur mit halbem Ohr dem mißtönenden Gesang der Dorfleute. Er wußte aus ihrem Gedankeninhalt, daß diese Gesänge den Höhepunkt des abscheulichen Rituals ankündigten, und er ahnte, daß selbst Guckys Telekom ihn nicht retten konnte, wenn kein Wunder geschah. Zuerst hatte er keine Ahnung gehabt, was ihm da genau auf die Stirn gefallen und wieder abgeprallt war, während er noch in der Hütte lag. Seine Neugier hatte ihn den Kopf wenden und den Armbandtelekom Guckys erkennen lassen.

Das Gerät war eingeschaltet, das sah Marshall auf den ersten Blick. Viel wichtiger schien ihm aber die Erkenntnis zu sein, daß Gucky noch lebte. Sonst wäre sein Telekom nicht erschienen. Immerhin mußte Gucky sehr behindert sein, sonst wäre er persönlich erschienen. Nach diesen Gedanken hatte John Marshall versucht, mit dem Mund so nahe an das Gerät zu kommen, daß seine geschwächte Stimme von dem Gesprächspartner auch gehört wurde. Und ausgerechnet dann waren sie aus der Hütte geholt worden.

Marshall schob den Telekom vorsichtig mit der Zunge auf die Seite. Er hatte keinen anderen Weg gesehen, das Gerät zu behalten, als es in den Mund zu stecken. Er hoffte nur, daß die Feuchtigkeit die Funktion nicht beeinträchtigte.

Dennoch verließ er sich nicht allein auf den Telekom. Immer wieder versuchte er, mit seinen Parasinnen Gucky zu erreichen. Aber außer dem einen Todesschrei war nichts durchgekommen. Jetzt wußte Marshall, daß der Mausbiber noch lebte, aber der einzige glückliche Zufall wiederholte sich nicht.

Zwischendurch, wenn sich nach einigen Minuten wieder etwas seiner Energie gesammelt hatte, versuchte Marshall durch logische Überlegungen die Frage zu lösen, welcher Sinn in der Versklavung der Isaner lag. Welchen Nutzen konnte jemand aus primitiven Menschen ziehen, die kaum für ihre eigenen Bedürfnisse zu sorgen in der Lage waren?

Von der Sicht irdischer Menschen aus keinen!

Und doch mußte für die Fremden ein Motiv vorliegen, das stark genug war und das demnach aus der Notwendigkeit ihrer Bedürfnisse herrührte.

Da Marshall auf diesem Wege keine Lösung des Problems fand, versuchte er es auf einem anderen. Er wunderte sich, daß er darauf nicht früher gekommen war.

Vielleicht, so dachte er, käme man der Sache näher, wenn man fragte, was die Unbekannten zu vermeiden trachteten. Darauf gab es einige Antworten. Ganz offensichtlich wollte der Gegner vermeiden, daß andere Intelligenzen auf Isan landeten und Verbindung mit den Eingeborenen aufnahmen. Er wehrte sich noch gegen etwas anderes, nämlich gegen technisches Denken und sogar gegen den Gebrauch des Feuers - denn von selbst konnten die Isaner trotz des vergangenen Atomkrieges nicht allen Gebrauch technischer Dinge und den Gebrauch des Feuers verlernt haben.

Den einzigen Schluß, den Marshall nach logischem Denken darauf fand, hätte er am liebsten weit von sich gewiesen, denn wenn er zutraf, würde er gleichzeitig das Versagen der Expedition bedeuten: Die Unbekannten befanden sich selbst auf einer so niedrigen Stufe technischer Entwicklung, daß sie technische Dinge und Feuer zu fürchten hatten!

Einzig und allein die paramechanische Gabe des Gegners bedingte seine Erfolge - und hatte die Terraner getäuscht. Vielleicht hielten sie den Feind grundlos für überlegen, dann wäre alle Vorsicht und alles Zögern falsch gewesen, und Bully hätte bedenkenlos die Waffen der NAGASAKI einsetzen können. Und hier lag der Haken.

Denn gegen wen sollte man kämpfen, auf wen sollte man schießen oder Bomben abwerfen... ? Ganz in seine unerfreulichen Gedanken versunken, merkte Marshall es erst ziemlich spät, daß der Gesang der Dorfleute verstummt war. Er wandte mühsam den Kopf und sah die Isaner alle in eine bestimmte Richtung starren. Es war still wie in einer Friedhofskapelle.

Marshall runzelte die Stirn. Was hatte das zu bedeuten? Kamen die Unbekannten jetzt vielleicht doch, um die Zeremonie einzuleiten? Er tastete sich in das Gehirn eines Isaners und fand Staunen, Bestürzung - und plötzlich irrsinnige Furcht.

Schreiend wich der Haufen der Dorfleute zurück, einige stürzten zu Boden, die anderen fielen darüber. Dann warfen sich auch die bisher Stehengebliebenen hin.

Marshall hatte den Eindruck eines vorüberhuschenden, flammenden Irrwischs, aber nur für den Bruchteil einer Sekunde. Dann hüllte ihn furchterregendes Getöse ein. Er sah irgendwelche Gegenstände durch die Luft wirbeln, eine Hütte löste sich auf und fegte über ihn hinweg. Der Luftdruck preßte ihm die Luft aus den Lungen.

Als er wieder zu sich kam - er glaubte, nur Sekunden bewußtlos gewesen zu sein - hörte er vielstimmiges Jammern, sonst nichts. Ganz in der Nähe rauschte und knatterte plötzlich etwas; beißender Gestank zwang Marshall zum Husten. Aus tränenden Augen sah er hinter dem Dorf eine lodernde Fackel zum Himmel steigen, von schwarzen Qualmwolken durchsetzt, die im Steppenwind zerrissen und zum Dorf hintrieben.

Jählings begriff er.

Der grellglühende Irrwisch war keiner der unbekannten Gegner gewesen, sondern die ionisierte Atmosphäre rings um den energetischen Schutzschirm eines schnell und tief fliegenden Raumschiffs - oder auch eines abstürzenden Raumschiffs.

Die über hundert Meter hoch brausenden Flammen schienen auf die letztere Möglichkeit hinzuweisen. Er konnte, während er bewußtlos gelegen hatte, den Aufprall überhört haben. Das bedeute nichts anderes, als daß man von der NAGASAKI ein Erkundungsboot ausgeschiedt hatte und daß dieses Boot von dem Unbekannten zum Absturz gebracht worden war.

John Marshall vergaß die Angst vor den Qualen des Ritus. Mit heißem Schreck dachte er an die Möglichkeit, daß Bully selbst in dem Boot oder dem Raumjäger gewesen sein könne, und daß er jetzt vielleicht in den Flammen umkäme.

Er wälzte den Telekom in den Zwischenraum zwischen Lippen und Zähnen und begann, nach Bully zu rufen.

Eine Weile erhielt er keine Antwort. Schon fürchtete er, das Gerät könne nicht funktionieren, als undeutlich, wahrscheinlich nur durch den Kieferknochen zum Gehör geleitet, eine Stimme ertönte.

Die Stimme Reginald Bulls.

Bully hatte seinen Ruf empfangen.

*

Gucky kam wieder zu sich, als kräftige Fäuste ihn aufhoben und ins Gras setzten.

Verwundert blickte er in Thervanogs weitaufgerissene Augen. Nur allmählich kehrte die Erinnerung an den Feuerball, die glühende Hitze und den mörderischen Luftdruck zurück. Er preßte die Pfoten gegen die Brust und versuchte, durch ruhiges Atem sein wie wild schlagendes Herz zu beruhigen. Viel zu früh hatte er sein Krankenlager verlassen. Das rächte sich nun. Aber Gucky wäre nicht er selbst gewesen, wenn er das zugegeben hätte.

„Wie geht es dir?“ fragte Thervanog besorgt.

„Ausgezeichnet, mein Freund.“ Gucky keuchte. Dennoch ließ er sekundenlang seinen Nagezahn sehen, normalerweise ein Zeichen seiner guten Laune, jetzt nur Ausdruck seiner verzweifelten Bemühungen, den Isanern seine Schwäche nicht merken zu lassen.

Aber der Nagezahn verschwand sofort wieder, als Gucky ein Büschel hellgrauer Haare zwischen seinen Fingern verspürte. Die großen runden Augen fielen ihm fast aus den Höhlen. Rasch zupfte er an Bauch und Brust herum. Überall gingen die Haare aus. An einer Stelle schimmerte sogar die bläuliche Haut hervor.

„Alle Teufel!“ entfuhr ihm ein Bully abgehörter Fluch. „Was ist mit meinem Fell los?“

„Oh!“ sagte Thervanog. Sein Gesicht verzog sich. Gucky konnte nicht erkennen, ob vor Bedauern oder vor Schadenfreude.

„Du weißt etwas!“ piepste er schrill. „Heraus mit der Sprache, sonst lasse ich dich...“, fliegen, wollte er hinzusetzen, besann sich aber noch rechtzeitig auf seine augenblickliche Indisponiertheit.

Thervanog machte ein verlegenes Gesicht.

„Es tut mir leid, Gucky. Wir mußten dir gegen dein hohes Fieber Packungen aus Auggorah-Brei machen. Danach fallen immer die Haare aus, aber sie wachsen schnell wieder nach.“

Gucky fiel beinahe in Ohnmacht. Er war auf sein seidiges Fell immer so stolz gewesen - und nun... Ihm schwante nichts Gutes, wenn er an die Witze dachte, die man über ihn reißen würde. Besonders Bully...

Schlagartig befand Gucky sich wieder in der Wirklichkeit. Die Schwäche fiel von ihm ab, und damit kehrte seine klare Überlegung zurück. Er wunderte sich, daß sie noch lebten. Sie... ?

„Was ist mit Herkamer?“

„Er ist noch nicht wieder lebendig“, antwortete Thervanog.

„Wie? Ist er tot?“

„Nein, er schläft, so wie du eben auch.“

Gucky nickte nur. Er war mit seinen Gedanken längst wieder woanders. Wenn das vorhin tatsächlich ein Raumschiff der Unbekannten gewesen wäre, dann müßte man ihnen eine gehörige Portion Dummheit zuschreiben, weil sie ihre Gegner nicht vernichtet, sondern nur betäubt hatten, in dem sie dicht über sie hinweg flogen. Für dumm hielt Gucky die Unbekannten aber längst nicht mehr.

Also war es kein Raumschiff des Gegners gewesen, sondern ein anderes - und das konnte nur ein terranisches sein!

Jetzt bemerkte Gucky auch den brenzligen Geruch.

Erschrocken schnüffelte er in der Luft herum. Brannte die Steppe etwa?

Im nächsten Augenblick vollführte er einen erschrockenen Luftsprung. Etwas völlig Unmögliches war geschehen. Jemand hatte ihm einen Telepathieimpuls zukommen lassen. Gucky lauschte in sich hinein. Litt er etwa an Halluzinationen?

Aber da war es wieder, und diesmal ein ganzer Satz.

„Hallo, Kleiner! Du irrst. Es ist nicht die Steppe, sondern die Hecke um Hulkinog.“

Gucky durchrieselte es heiß und kalt.

„Marshall!“ schrie er, ohne daran zu denken, daß für einen Telepathen wie Marshall das gesprochene Wort überflüssig war. „John! Was ist geschehen?“

„Halt dich fest, Kleiner“, kam es zurück. „Ich weiß, wer an allem schuld ist. Aber wenn du es noch erfahren willst, mußt du dich beeilen. Die Dorfleute haben es plötzlich sehr eilig, uns zu opfern. Sie fürchten den Zorn der Dämonen.“

„Okay!“ sagte Gucky ruhig. Er merkte gar nicht, daß er wieder aufrecht stehen konnte. „Sie kennen mich noch nicht. Aber sie werden mich kennenlernen. Jetzt kommt Gucky!“

*

Das Licht der Schleusenkammer flammte schlagartig auf.

Bullys Hand war in dem Augenblick, als Marshalls Telekom-Anruf ihn erreichte, nach vorn geruckt, um die Bugtriebwerke einzuschalten und mit einem Bremsschuh wieder wegzukommen von der NAGASAKI. Jetzt sah er, daß es dazu zu spät war.

Wenn das starke Impulstriebwerk entgegen der Fahrtrichtung zu feuern begann, würden die Glutbündel das Schleuseninnere zerstören - und dann mußte der Raumjäger mitten in geschmolzenes Metallplastik und explodierende Aggregate rasen. Bully zog die Hand zurück. Sein Kopf dröhnte, als wollte er zerplatzen. Die Sorge um John Marshall wurde immer größer, je mehr er sich vergebens bemühte, ihn wieder zu erreichen. Konnte Marshall ihn nicht hören?

Im nächsten Augenblick war die Stimme wieder da.

„Ich kann Sie schlecht hören, Bully, und eben dachten Sie so verworrenes Zeug, daß ich mich auch nicht an Ihren Gedankenimpulsen orientieren konnte. Aber jetzt ist es klar, ein Wunder, daß die Parasperre plötzlich verschwunden ist.“

„Also eine Parasperre!“ schluckte Bully. Dann fiel ihm etwas ein. „Wo stecken Sie denn, John? Ich kann Sie nicht sehen. Der Schirm zeigt nur verwaschene Streifen.“

„Ihre Gedanken sind schon bedeutend klarer, Bully. Wo ich stecke... ? Auf einem Platz im Dorf. Ich trage Guckys Telekom im Mund. Meine Hände sind gefesselt.“

„Was ist mit Gucky?“

„Er lebt. Viel mehr weiß ich auch nicht. Aber wo stecken Sie denn, Bully?“

Bully atmete hastiger. Rasch überzeugte er sich davon, daß sein Raumjäger von den Zugstrahlen der Projektoren erfaßt war. Doch da brauchte er sich keine Sorgen zu machen. Die Männer hinter den Schaltungen waren zuverlässig.

„Um mich brauchen Sie sich keine Gedanken zu machen, John. Ich bin eben von meinem Flug zurückgekehrt. Sagen Sie mir lieber, was mit Ihnen los ist! Was hat man mit Ihnen vor?“ Ein krächzendes, halb verschlucktes Lachen war die Antwort.

„Reden Sie schon!“ drängte Bully.

„Sofort. Zuerst eine Frage. Waren Sie das, der wie ein Wahnsinniger über Hulkinog gerast ist?“

Bully lächelte verlegen.

„Tiefflug erschien mir die beste Garantie gegen Abwehrwaffen, John. Ich hoffe, daß ich trotzdem eine Menge guter Bilder von der Oberfläche habe. Hoffentlich habe ich nicht zuviel Schaden dort unten angerichtet? Irgend etwas schien zu brennen, als ich wieder hochzog. Was war das?“

„Das möchte ich gerade wissen, Bully. Ich glaube nämlich, wenn wir das herausbekommen haben, kennen wir unseren Gegner.“

Bully sah, daß der Raumjäger fest in den Magnethalterungen des Hangars verankert war. Er sah auch das Bedienungspersonal herbeilaufen. Wahrscheinlich wunderten sich die Leute darüber, daß er das Kabinendach unten ließ. Er hatte aber keine Lust, sich jetzt stören zu lassen. Also blieb er sitzen und winkte die Leute zurück.

Dann erst kam er dazu, Marshalls Bemerkung zu verdauen.

„Sie sprechen in Rätseln, John!“ knurrte er unwillig. „Was hat unser Gegner mit ein paar brennenden Hütten oder einem Steppenbrand zu tun?“ Da erinnerte er sich plötzlich der Leuchtspurgeschosse. Seine Augenbrauen wölbten sich erstaunt. „Da hat so ein armer Irrer mit Leuchtspur auf mich geschossen“, sagte er. „Nun behaupten Sie bloß noch, das wären die Unbekannten gewesen!“

„Davon weiß ich gar nichts“, sagte Marshall überrascht. „Niemand von den Isanern besitzt Maschinengewehre oder -pistolen. Wenn das die Unbekannten waren, wirft das meine ganze schöne Theorie über den Haufen.“

„Nun rücken Sie doch endlich mit Ihrer Theorie heraus!“ murrte Bully unwillig.

„Einen Augenblick!“ sagte Marshall. „Ich muß zuerst einmal die Dorfleute ‘belauschen’, damit ich weiß, wo es brennt.“

Bully runzelte die Stirn. „Mir jedenfalls brennt es unter den Nägeln“, murmelte er für sich. „Möchte bloß wissen, was John da wieder ausgeheckt hat.“

„He, John!“ brüllte er ungeduldig. Aber John Marshall meldete sich nicht mehr. Bully rutschte unruhig auf seinem Sitz hin und her, dann klappte er das Kabinendach auf. Mit einem Ruck hatte er das Bündel belichteter Filmkassetten aus dem Einlaufkästen gerissen. Er warf es dem nächsten Mann zu.

„Bringen Sie das in die Entwicklungsabteilung, Sergeant. Aber ein bißchen dalli, wenn ich bitten darf!“

Er lauschte. Immer noch nichts von Marshall. Da war etwas faul. Kurz entschlossen schaltete er seinen Telekom ein, einen Interkom besaß der Raumjäger nicht.

„Hier Bull an der Zentrale! Tako, hören Sie mich?“

„Ich höre Sie, Sir!“ gab Tako Kakuta ruhig zurück.

Über Bullys Gesicht flog ein Schimmer von Stolz, Stolz auf Männer wie Tako, die in den gefährlichsten Situationen die Nerven behielten. Das waren die Männer, die das Solare Imperium groß gemacht hatten!

„Lassen Sie sofort alle Raumjäger startklar machen, Tako. Besatzung zwei Mann in Raumanzügen. Die Leute müssen sich eben ein wenig zusammendrücken in den Kabinen.“

„Die Raumjäger sind startklar, Sir“, gab Tako zurück. „Ich habe mir fast so etwas gedacht. Alle Maschinen stehen bemannt vor den Schleusen. Ich muß nur noch den zweiten Mann zusteigen lassen.“

„Sie sind ein Engel!“ Bully lachte dröhnend, wurde aber sofort wieder ernst. „Hören Sie zu! Ich habe eben Verbindung mit Marshall gehabt. Er steckt in Hulkinog, soviel ich heraushören konnte. Wahrscheinlich kennt er die Natur unseres Gegners schon. Nur riß die Verbindung wieder ab. Ich fürchte, er und die anderen sind in größter Gefahr.“

Tako! Wir starten Zwei-Mann-Kommandos. Ziel: Alle dreißig Dörfer auf Isan, bei denen unsere Landegruppen niedergegangen sind. Auftrag: Befreiung unserer Leute. Irgendwelche Rücksichten werden nicht genommen. Die Isaner sind mit Schockwaffen zu vertreiben, andere Gegner mit stärkstem Energiefeuer zu vernichten. Außerdem schleusen Sie vier ‘Kaulquappen’ aus. Sie sollen die Raum Jäger und alle unsere Leute einsammeln, sobald die Befreiungsaktion in dem betreffenden Dorf abgeschlossen ist. Soweit die Befehle! Danach sehen wir weiter.

Alles klar, Tako?“

„Alles klar, Sir!“ Takos Stimme jubelte. Bully konnte es dem Teleporter nachfühlen. Fühlte er sich jetzt, wo er einen Entschluß gefaßt hatte, doch selbst wie neugeboren. Endlich konnten sie zuschlagen.

Bullys Stirn bewölkte sich jedoch gleich wieder. Was, wenn die jetzige Aktion ebenso fehlschlug wie alle anderen? Er mochte nicht daran denken. Aber als Expeditionsleiter mußte er auch einen Mißerfolg einplanen.

„Tako!“

„Ja, Sir! Die Jäger können in fünf Minuten starten. Ich schicke Ihnen ebenfalls einen Mann.“

„Danke, Tako. Nun hören Sie zu! Sollte diese Aktion wider Erwarten fehlschlagen, starten Sie sofort - ich betone: sofort! - mit der NAGASAKI und der restlichen Besatzung. Sie fliegen dann auf den üblichen Transitionswegen zur Erde. Hyperkom darf nicht benutzt werden; Sie wissen ja, warum!“

Tako schwieg eine Weile. Bully hörte ihn seufzen.

„Es ist gut, Sir. Sie können sich auf mich verlassen“, sagte er mit belegter Stimme.

Bully nickte nur. Er wußte genau, daß er sich auf Tako verlassen konnte. Er würde seinen Befehl ausführen, und wenn ihm das Herz dabei bräche. Aber über ihr aller Schicksal durfte keine persönlichen Interessen entscheiden, sondern einzig und allein die Notwendigkeit, die Erde und die Menschheit zu schützen und vor gefährlichen Gegnern zu warnen.

Eine langaufgeschossene Gestalt im Raumanzug sprintete quer durch den Hangar, im Laufen

den Helm schließend. Bully erkannte den Mann. Es war der Kadett Siber Suykerland, ein etwas schlaksiger dreiundzwanzigjähriger Bursche, der im Rahmen seiner Ausbildung die erste Raumfahrt außerhalb des Sonnensystems machte. Er stöhnte ein wenig darüber, daß ihm ein so unerfahrener Mann zugeteilt wurde. Aber innerlich mußte er doch Takos pädagogische Fähigkeit bewundern. Es war tatsächlich so, daß ein Team aus einem erfahrenen und einem unerfahrenen Mann die größten Leistungen erzielte. Der Erfahrene wollte sich nie vor dem Neuling blamieren, während jener bemüht war, dem „alten Hasen“ zu beweisen, was er gelernt hatte.

Bully ließ seinen Kontursitz auf den Schienen nach vorn gleiten.

„Steigen Sie ein, Suykerland!“ befahl er. „Aber drücken Sie mit Ihren langen Beinen nicht die Rückwand ein.“

Suykerland machte ein erschrockenes Gesicht und zögerte. Dann erst sah er Bullys ironisches grinsendes Gesicht - und begriff. Mit Schwung warf er sich in den engen Raum zwischen Sessellehne und Rückwand der Kabine. Dabei nahm er keinerlei Rücksicht auf Bullys Warnung. Da mußten schon andere Kräfte kommen als ein schwacher Mensch, wenn die abschirmende Strahlschutz-Panzerplatte zum Maschinenraum des Jägers zu Bruch gehen sollte!

Bully klappte die Kabine wieder zu. Klackend rasteten die Gravito-Dichtungen des Rumpfes ein. Die Kabine war hermetisch von der Außenwelt abgeschlossen.

Bully schaltete den Telekom auf die Frequenz der Raumjäger.

„Hier Bull an Einsatzgruppe Isan. Ich übernehme das Kommando über alle Jäger bis zum Eintauchen in die Atmosphäre. Teilen Sie mir Startbereitschaft und zugewiesenes Ziel mit!“

Ohne Verzögerung trafen die Antworten der Piloten ein. Sie kamen in der Reihenfolge der Erkennungsnummern. Bully erkannte befriedigt, daß Tako ausgezeichnete Vorarbeit geleistet hatte.

„Achtung!“ Bully schaltete das Triebwerk der eigenen Maschine auf Leerlauf. Er spürte, wie der Sitz unter ihm vibrierte. „Start in zehn Sekunden! Neun... acht... sieben... sechs... fünf... vier... drei... zwei... eins... null!“

Der Telekom gab das dumpfe Röhren der anderen Maschinen wieder. Für einen Augenblick sah Bully nur farbige, helle Streifen, das war, als die Projektoren des Hangars umgepolt wurden und den Jäger um hundertachtzig Grad schwenkten. Die spitze Schnauze wies jetzt auf das geöffnete innere Schleusentor. Mit Minimallast schob das Triebwerk die Maschine in den Schleusenraum hinein. Hinter ihr knallte das Schott zu. Vor ihm wurde der leere Raum und dahinter die Halbkugel Isan sichtbar.

Diesmal schaltete Bully nicht sofort auf Vollast. Suykerland war nicht angeschnallt, da die Raumjäger nur für einen Mann, den Piloten, gebaut waren. Folglich durfte die zulässige Beschleunigung nicht überschritten werden. Die Normalbeschleunigung aber wurde von den Andruck-Neutralisatoren mühelos kompensiert, so daß im Innern der Kabine nicht die geringste Belastung durchkam.

Bully drückte den Jäger nach unten. Vor ihm, etwa hundert Kilometer entfernt, waberte ein Schwärm heller Lichtpunkte. Das war der auseinanderstrebende Pulk der übrigen Raumjäger - oder vielmehr das Feuer ihrer Impulsmotoren, denn die Fahrzeuge selbst konnte man schon nicht mehr erkennen.

Bully hielt sich hinter dem Pulk. Das war nicht etwa Vorsicht, sondern er wollte sich überzeugen, ob die anderen unbehelligt in die Atmosphäre Isans kamen.

Jetzt, in den wenigen ruhigen Sekunden, die ihm noch verblieben, warf er einen schnellen Blick zur Borduhr. Sieben Minuten waren seit seiner Ankunft in der NAGASAKI erst vergangen. Doch in diesen Minuten konnte viel geschehen sein. Marshall hatte sich nicht wieder gemeldet.

„Aber jetzt ist er wieder da. Ich bitte um Verzeihung. Bully!“

Vor Schreck hätte Bully beinahe die schwere Impulskanone betätigt. Dann, als er sich wieder

gefaßt hatte, zog er empört die Luft ein.

„Himmeldonnerwetter! Marshall! Was fällt Ihnen ein? Warum haben Sie sich nicht mehr gemeldet?“

„Kleine Konferenz, Sir.“ Marshalls Worte drückten geheuchelte Harmlosigkeit aus.

„Mit Gucky, Sir.“

Es hätte Bully aus dem Sitz gerissen, wenn er nicht angeschnallt gewesen wäre.

„Mit Gucky!“ rührte er. Seine Stimme klang wie eine Siegesfanfare. „Wie geht es dem Kleinen?“

„Den Umständen entsprechend gut, Sir.“

„Soso!“ grollte Bully. „Da mußte also erst ich erscheinen und euch ein wenig Feuer auf den Frack machen und plötzlich sind unsere Herren Mutanten munter.“

„Das können Sie ruhig wörtlich nehmen, Bully.“ In Bullys Telekom ertönte Marshalls Gelächter. „Sie haben Guckys Rücken ganz schön versengt, als Sie mit Ihrer Angstkiste über ihn hinwegbrausten.“

Bully grinste unterdrückt. Wenn Marshall lachte, konnte alles nicht so schlimm sein.

„Warum rennt der Trottel auch genau in meine Flugbahn.“ Er räusperte sich verlegen. Ihm fiel ein, daß Kadett Suykerland hinter ihm hockte und jedes seiner Worte verstand. „Passen Sie auf, John! Wir sind in fünf Minuten bei Ihnen. Jedes Dorf bekommt einen Raumjäger, das heißt, jedes Dorf, in dem sich aller Wahrscheinlichkeit nach unsere Leute befinden. Ich hoffe, daß alles gut geht.“

„Ich bin sicher, Bully. Es wird kein Schuß fallen. Aber die Leute sollen die Helme oben lassen, verstanden?“

Bully pfiß durch die Zähne.

„Das hört sich an, als würden Sie unsere Gegner kennen, John. Wer ist es? Monster von Andromeda?“

„Sie werden lachen, Bully.“ Marshalls Stimme verriet jedoch im Gegensatz zu seinen Worten alles andere als Erheiterung. „Mit einer Schockwaffe können Sie uns alle mühelos befreien. Allerdings lösen Sie damit nicht das Problem. Unsere Gegner werden durch unsere eigenen Grundgesetze geschützt. Wir werden noch eine harte Nuß zu knacken haben.“

„Wer ist es?“ fragte Bully hart.

Marshalls Antwort kam nur zögernd.

„Sie haben sie schon gesehen, Bully. Es sind auf Isan beheimatete Pflanzen - allerdings wohl mutierte Pflanzen - die Moogani. Was sagen Sie nun?“

Bully war sprachlos.

„Die Moogani... ? John, wir waren uns doch einig darüber, daß unsere Gegner die Isaner versklaven! Wie, um alles in der Welt, sollten Pflanzen so etwas fertigbringen?“

„Da bin ich überfragt, Bully“, gab Marshall zu. „Vorerst sollten Sie Ihre Befreiungsaktion aber etwas beschleunigen. Die Isaner sind dabei, uns zur Opferstätte zu tragen, und Gucky kann noch nicht eingreifen.“

Bully trat der Schweiß auf die Stirn.

Mit voller Lautstärke erteilte er den anderen Piloten seine Befehle. Befriedigt sah er im gleichen Augenblick die Düsengluten der Triebwerke heller aufstrahlen.

„Halten Sie sich fest, Suykerland!“ schrie er über die Schulter nach hinten. „Wir werden eine Blitzlandung hinzaubern müssen!“

*

Auf Marshalls Stirn stand kalter Schweiß.

Vor fünf Minuten etwa hatten einige kräftige Isaner ihn auf eine Felltrage geworfen, die zwischen Stäben aufgehängt war. Nun schritten sie, die Enden der Stäbe auf den Schultern, mit ihm davon, der Heckenschneise zu.

Marshall konnte die sieben Gefährten nicht sehen, aber er wußte auch so, daß sie auf den gleichen Tragen lagen wie er und daß sie ebenfalls von Dorfleuten der Schneise zugetragen wurden. Der Gesang der übrigen Isaner hatte sich zu einem infernalischem Geheul gesteigert. Der Zeitpunkt der Darbietung rückte immer näher.

Wenn Bully nicht in der nächsten Minute eintraf, konnte es zu spät sein. Und es sah nicht so aus, als würde Bully es noch rechtzeitig schaffen.

Marshall fragte sich vergeblich, wie die Moogani die Isaner beeinflussen. Zuerst hatte er geglaubt, der Gegner bemächtigte sich des Willens seiner Opfer durch Parakräfte. Die Abschirmung hatte diesen Gedanken nahegelegt. Doch das war gewesen, bevor er die Moogani als Ursache der Situation auf Isan erkannt hatte.

Tatsächlich mußten die Moogani ein abschirmendes Feld erzeugen. Das hatte sie auch in dem Augenblick verraten, als ein Teil der Hecke vom glühenden Schutzschirm des Raumjägers verbrannt worden war, so daß Marshall wieder einwandfrei senden und empfangen konnte. Aber dieses Feld strahlte keine Befehle aus. Marshall hätte sie sonst orten müssen, und da die Gehirne der Isaner den Gehirnen der Erdmenschen im Prinzip glichen, sprachen sie auch nur auf den gleichen Frequenzen an wie jene. Wurden sie also beeinflusst, mußten zugleich alle terranischen Gehirne beeinflusst werden oder zumindest die Impulse spüren.

Es gab einen heftigen Ruck, und Marshall schaukelte in seiner Trage hin und her, als die Träger anhielten. Er versuchte, über den Rand zu spähen, doch da das Fell, auf dem er lag, sich tief eingebeult hatte, war ihm das unmöglich.

Plötzlich lag Marshall auf dem Boden.

Die Träger hatten ihn einfach mitsamt der Trage fallen lassen. Für einige Sekunden war Marshall wie betäubt. Dann spürte er den Schmerz, der durch seinen Körper raste. Ihm war, als hätte der Sturz seine Glieder zerschmettert.

Über sich sah er den rötlich glühenden Nachthimmel von Isan. Kam denn Bully immer noch nicht?

Das Geschrei der Dorfleute verstummte wie auf ein unhörbares Kommando. Zwei Männer packten roh Marshalls Füße und zerrten ihn über den Steppenboden. Dadurch konnte er zum erstenmal wieder etwas von seiner Umgebung wahrnehmen. Die Isaner hatten eine enge Gasse gebildet, durch die man ihn jetzt schleifte. Nur zehn oder fünfzehn Schritte voraus aber wartete der jetzige Älteste von Hulkinog, Saslial. In den Händen hielt er die angespitzten Stäbe.

Marshall konnte seine Augen nicht von diesem Bild losreißen, so gern er sie auch davor geschlossen hätte. Mit unglaublicher Klarheit nahmen alle seine Sinne die Eindrücke auf, die die letzten seines Lebens sein sollten.

Selbst wenn Bully jetzt landete, wäre es zu spät.

Marshall war nur noch wenige Schritte von Saslial entfernt. Er sah den starren Blick des Mannes, und er sah den erhobenen Stab. Gleich würde er sich durch seinen Leib bohren!

Da begann plötzlich zwischen ihm und Saslial die Luft zu flimmern.

Im nächsten Augenblick rematerialisierte Gucky und im übernächsten flog der Isaner, von einer unsichtbaren Kraft hinweggestoßen, mitten in die dornigen Ranken der Moogani. Sein Schmerzensschrei ging im entsetzten Gebrüll der Dorfleute unter.

Gucky drehte sich um.

Aus glanzlosen Augen starrte er über Marshall hinweg. Sein Kopf baumelte kraftlos vor der Brust, und die dünnen Ärmchen hingen schlaff nach unten.

John Marshall erkannte an einigen aufgefangenen Gedankenimpulsen, daß die zuvorderst stehenden Dorfleute von Guckys telekinetischen Kräften zurückgedrängt wurden.

Aber dann brach Gucky langsam, wie in Zeitlupe, in sich zusammen. Es war nur noch ein schweißnasses Bündel grauen Fells, das dicht vor Marshalls Füßen lag.

Er spürte, wie die Dorfleute sich von ihrem Schrecken erholten, wie der Zwang in ihnen die Oberhand gewann, alle Monster zu töten.

Doch Guckys verzweifelte Anstrengung hatte ihnen eine Atempause verschafft. Die Nacht wurde zum Tage, als ein Feuerball von der Steppe her angerast kam und eine Gasse in die Moogani-Hecke riß.

Zwei in unförmige Raumanzüge gekleidete Gestalten tauchten aus dem brennenden Gesträuch auf. Marshall vernahm das dumpfe und harte Knallen von Schockblastern. Die Gedankenimpulse der Isaner wurden schwächer und erloschen schließlich ganz.

Da versank auch John Marshall in grenzenlose Dunkelheit. Aber diesmal nahm er in die Bewußtlosigkeit die Gewißheit der Rettung mit hinüber.

19.

Thervanog blickte mit geweiteten Augen auf die Stelle, an der eben noch Gucky gestanden hatte.

Entsetzen schüttelte ihn, aber nicht etwa deshalb, weil der Mausbiber so plötzlich verschwunden war denn darauf hatte er ihn vorbereitet - sondern weil er zu wissen glaubte, daß niemand seiner Rasse mehr helfen könne.

Gucky hatte laut gesprochen, während er sich mit Marshall telepathisch unterhielt. Er wollte, daß Thervanog und der inzwischen erwachte Herkamer informiert wurden.

So kam es, daß Thervanog fast alles wußte.

Er hatte nicht nur erfahren, daß die Moogani an der Primitivität seiner Rasse schuld waren; er wußte auch, warum die Moogani alle „Immunen“ und Fremden verfolgten. Die Pflanzen besaßen offenbar genügend Intelligenz, um zu erkennen, wen sie beeinflussen konnten und wen nicht. Die Bedeutung der Bezeichnung „Immuner“ war Thervanog nun klar. Er - und die gemordeten Immunen - sowie die Leute, die sich Terraner nannten, reagierten nicht in der gewünschten Weise auf die Befehle der Pflanzen. Damit wurden sie zu einer Gefahr und mußten beseitigt werden. Wie die Moogani ihre Befehle übermittelten, war Thervanog unklar. Es interessierte ihn auch nicht, da er von Parakräften nicht das geringste verstand.

Dann jedoch war die große Enttäuschung gekommen.

Die Terraner wollten zwar ihre eigenen Leute retten. Sie gaben aber offen zu - wie Gucky sagte - daß sie noch nicht wußten, wie der Geist der Isaner zu befreien wäre. Für sie waren die Moogani intelligente Lebewesen eines fremden Planeten, die das gleiche Lebensrecht besaßen wie alle anderen intelligenten Lebewesen.

Für Thervanog aber nicht!

Für Thervanog war allein das Bestehen der Moogani eine Bedrohung seiner Rasse. Sie hatten die Isaner zu willenlosen Sklaven gemacht und sie um ihre Zukunft betrogen. Sollte dieser Zustand etwa bis in alle Ewigkeit andauern?

Nein! sagte sich Thervanog. Er wandte sich zu Herkamer um.

In diesem Augenblick raste die Feuerkugel, die ihnen beinahe einmal das Leben gekostet hatte, erneut über die Steppe, dorthin, wo das Gebrüll der Dorfleute erschallte.

Mit Bitterkeit erkannte Thervanog die aufsteigenden Flammen. Die Fremden nahmen keine Rücksicht auf die Pflanzen, wenn es um das Leben ihrer Leute ging. Sie würden jedoch keinen Finger rühren, um die Isaner zu befreien.

So jedenfalls dachte Thervanog - und nur aus dieser Annahme heraus waren seine weiteren Handlungen zu verstehen.

Jetzt wurde das Geschrei der Dorfleute schwächer und schwächer. Nach wenigen Sekunden brach es ganz ab. Die Fremden von den Sternen waren frei.

„Und was wird mit uns?“ fragte Herkamer in die Stille hinein.

Thervanog bückte sich und nahm seine Maschinenpistole auf. Als sein Gesicht hochkam, waren die Augen mit Tränen angefüllt.

„Uns bleibt nur noch ein Weg, Herkamer“, sagte er tonlos. „Komm mit!“

Mit eckigen Bewegungen drehte er sich um und schritt wie ein Schlafwandler hinaus in die Steppe, dorthin, wo der Trümmerhügel Sallons aus dem gleichförmigen Grasmeer ragte.

*

„Wie geht es Gucky, Doc?“

Bully stand breitbeinig vor dem weißbekittelten Chefarzt der Schiffsklinik. In sein Gesicht

waren noch die harten Linien des Kampfes eingegraben, aber aus den Augen sprach das Bangen um den außerirdischen Freund.

Der Chefarzt machte ein abweisendes Gesicht.

„Sie können jetzt nicht zu ihm, Sir. Wir mußten ihn in Hypnoschlaf versetzen und an den kybernetischen Kreislauf anschließen. Er ist total erschöpft.“

„Besteht... Lebensgefahr?“

„Nein.“ Der Arzt schüttelte lächelnd den Kopf. „Wir werden unseren kleinen Freund schon wieder auf die Beine kriegen, Sir. In vierzehn Tagen ist er wieder fidel und munter.“

Bully atmete auf.

„In vierzehn Tagen...“ Um seine Mundwinkel zuckte es. „Doc, ich wette, in spätestens drei Tagen läßt er mich wieder fliegen!“ Mit einem Seufzer wandte Bully sich ab und stapfte davon.

Er ließ einen Chefarzt zurück, der sich fragte, ob er Mister Bull nicht lieber zur Sprechstunde des Psychiaters bestellen sollte.

Als Bully John Marshalls Krankenzimmer betrat, saß Tako Kakuta schon dort.

Marshall lächelte Bully entgegen.

„Hallo, John!“ polterte Bully. „Freue mich, Sie bei guter Laune anzutreffen.“

„Vielen Dank, Sir“, flüsterte Marshall schwach.

„Wofür?“ Bully schaute verständnislos drein.

„Nun, für Ihr schnelles Eingreifen.“

„Da bedanken Sie sich lieber bei Gucky. Ohne ihn wären Sie nur noch Pflanzendünger gewesen, als ich ankam.“ Er zog eine zerdrückte Zigarette aus einer Tasche seiner Kombination und zündete sie umständlich an.

„Verdammt Mist!“ stieß er schließlich zwischen zusammengepreßten Zähnen hervor.

Tako zuckte indigniert zusammen, aber Marshall kannte Bullys grobe Art besser und wußte, daß sich dahinter ein tiefempfindliches, ja sogar sensibles Gemüt verbarg.

„Die Lage ist tatsächlich überaus heikel“, sagte Marshall nach einer Pause.

„Heikel?“ Bully blickte empört. „Der reinste...!“ Er winkte resigniert ab.

„Wir müssen etwas unternehmen, meine Herren. Unmöglich können wir die Isaner im Stich lassen!“

„Welche Isaner...?“ fragte Marshall gedehnt.

„Welche? Wollen Sie etwa allen Ernstes behaupten, diese mutierten Pflanzenungeheuer wären Isaner?“

„Wollen Sie es bestreiten, Sir?“ gab Marshall zurück. „Wir müssen die Lage objektiv betrachten. Die Moogani sind intelligente Lebewesen; ihre Heimatwelt ist der Planet Isan. Wir können ihnen die Existenzberechtigung nicht absprechen. Sie haben das gleiche Recht auf Leben wie wir.“

„Aber sie haben uns angegriffen!“ stieß Bully zornig hervor.

„Weil sie sich von uns bedroht fühlten. Sir. Außerdem haben Sie selbst die Feindseligkeiten eröffnet, wenn auch, ohne es zu wissen.“

Bully schoß von seinem Stuhl hoch.

„Ganz recht“, fuhr Marshall fort, „Sie haben es mir selbst erzählt. Als sie bei Hulkinog landeten, vernichteten Sie die im Wege stehenden Moogani mit Desintegratoren.“

„Da wußte ich noch nicht, daß sie Intelligenz besitzen. Ich bitte Sie, Marshall!“

„Na schön“, sagte Marshall nachgebend, „aber das ist auch nicht der entscheidende Punkt. Entscheidend ist die Unantastbarkeit extraterrestrischer Intelligenzen, sofern sie die Menschheit nicht bedrohen. Und das tun sie ja nicht, nicht wahr?“

Bully setzte sich wieder. Sein Gesicht wurde plötzlich hart und entschlossen.

„Jetzt will ich Ihnen mal etwas sagen, Marshall! Die Isaner - ich meine die humanoiden Isaner - sind in weit höherem Maße Intelligenzen als die Moogani-Pflanzen. Sie sind die ursprüngliche Intelligenz des Planeten, während die Moogani nur durch Mutation ihre

besonderen Fähigkeiten erwarben. Sie sind gewissermaßen das unglückselige Erbe des Atomkrieges...”

„Den die Isaner selbst verschuldeten“, widersprach Marshall.

„Wir haben keine Ursache, von Schuld zu sprechen“, sagte Bully. „Daß auf der Erde kein Atomkrieg stattfand, ist lediglich einer Kette glücklicher Umstände zu verdanken. Es steht uns darum nicht zu, über die Isaner zu richten.

Entscheidend ist...“, Bully hob die Stimme zu einer leidenschaftlichen Anklage, „... daß die Moogani die Isaner ihres eigenen Willens beraubten, sie zu ihren Sklaven machten, die sogar mit dem Leben ihrer Rassegefährten zahlen mußten. Wir können nicht zulassen, daß eine humanoide Rasse von nichthumanoiden Ungeheuern ihrer Zukunft beraubt wird!“

„Es müßte eine Möglichkeit geben, die beiden Rassen friedlich nebeneinander leben zu lassen“, warf Tako ein, der bisher geschwiegen hatte.

„Leider“, erwiderte Marshall, „ist das unmöglich, Tako. Ich habe in den Augenblicken vor meinem vermeintlichen Ende aus einem isanischen Gehirn die Wahrheit erkannt, obwohl der Isaner sich dieser Wahrheit offenbar nicht bewußt ist. Wahrscheinlich war es Herkamer; ich bin mir jedoch nicht sicher. Aber das spielt auch keine Rolle.

Herkamer ist von Hulkan, dem ehemaligen Ältesten von Hulkanog, verstoßen worden, weil er irgendwelche Zweifel hegte. Das scheint mir jetzt aber nur ein Vorwand Hulkans gewesen zu sein. In Wirklichkeit wollte er Herkamer nur aus dem Einfluß der Moogani befreien - und es gelang ihm, obwohl Herkamer kein ‚Immuner‘ ist wie Thervanog. Ich habe mir überlegt, was an Herkamers Lebensweise anders geworden war, seitdem Thervanog ihn im Bunker Fenomat gefangenhielt.

Es gibt nur einen einzigen Faktor, der ausschied: Der Blütensaft der Moogani, von den Dorfleuten Nii-Saft genannt.“

Bullys Gesicht wurde aschgrau.

„Mein Gott! Jetzt weiß ich auch, warum Hulkan sich so jäh veränderte, als wir ihn zum erstenmal besuchten. Eben noch friedlich und zu Verhandlungen bereit, wurde er zum Amokläufer, der uns als Monster ansah und zwar nachdem er eine Schale mit Nii-Saft ausgetrunken hatte!“

Tako schüttelte den Kopf.

„Was gefällt Ihnen nicht?“ fragte Bully.

„Sir, ich gebe folgendes zu bedenken: Wenn Hulkan unter dem Einfluß des Nii-Saftes gestanden hat, wie konnte er dann daran denken, einen anderen aus demselben Einfluß zu befreien?“

„Es gibt eine Möglichkeit“, sagte Marshall. „Angenommen, Hulkan verfügte über einen sehr starken Willen, dann konnte er sozusagen lichte Momente gehabt haben. In einem solchen Moment verstieß er Herkamer. Übrigens gibt es dafür einen Beweis. Hulkan beging am nächsten Tag, nachdem er und die anderen Dorfleute den abendlichen Trunk eingenommen hatten, Selbstmord. Er stürzte sich in die Dornenhecke. Warum hätte er das tun sollen, wenn nicht auf ausdrücklichen suggestiven Befehl der Moogani, die seine Gefährlichkeit erkannten?“

„Das genügt“, sagte Bully, „und solche Ungeheuer sollen wir schonen?“

Marshall und Tako zuckten mit den Schultern, und auch Bully gestand sich ein, daß ihm die Hände durch die Gesetzgebung des Solaren Imperiums gebunden waren.

Aber die Würfel waren in Wirklichkeit schon gefallen.

Plötzlich stand eine laute, von Panik erfüllte Stimme im Krankenzimmer. Sie drang aus dem Lautsprecher des Interkoms an der Wand und gehörte Leutnant Schwab.

„Achtung! Achtung! Mister Bull bitte sofort zur Zentrale! Ich wiederhole: Mister Bull... !“

Bully war schon hinausgestürzt.

Tako hatte es einfacher. Er teleportierte.

Als Bully in die Zentrale kam, standen Tako und Leutnant Schwab mit bleichen Gesichtern

vor dem Telekom. Bully blickte verständnislos von einem zum anderen.

„Was ist los?“

Leutnant Schwab räusperte sich.

„Sir! Soeben erhielt ich eine Meldung von der K-4, die neben Hulkanog Posten bezogen hat. Sergeant Hun-Nüen teilt mit, daß die Isaner anscheinend an einer rätselhaften Erkrankung leiden. Er bringt das in Zusammenhang mit der Explosion einiger unbekannter Raketen, die grünlichen Kristallstaub abregneten.“ Bully mußte sich am Schalttisch festhalten.

„Unbekannte Raketen? Und das erfahre ich erst jetzt?“

„Offenbar Raketen mit Flüssigkeitstriebwerken, Sir“, erwiderte Schwab. „Darauf spricht unsere Energieortung nicht an, und die Massetaster versagten infolge zu großer Planetennähe der Objekte. Nur von der K-4 konnte man sie orten, nahm aber irrigerweise an, wir wüßten Bescheid.“

Bully wurde erstaunlich ruhig, obwohl man eigentlich Entsetzen hätte erwarten sollen.

„Fragen Sie bei der Kaulquappe an, ob man dort Proben des Kristallstaubes genommen hat!“

„Das erübrigt sich, Sir. Vom Beiboot wurde die Entnahme mehrerer Proben gemeldet.“

„Sie sollen sofort zurückkommen!“ befahl Bully. „Und auf keinen Fall darf jemand von der Besatzung mit den Proben in Berührung kommen. Die Mannschaft der K-4 steht unter Quarantäne!“

„Jawohl, Sir.“

Während Schwab Bullys Anordnungen weitergab, sahen sich hinter ihm Tako und Bully stumm an. Erst nach einiger Zeit brach Tako das Schweigen.

„Sie glauben an Bakterienkrieg, Sir?“

„Ich *glaube* nicht, ich *weiß*“, erwiderte Bully niedergeschlagen.

Tako blickte irritiert hoch.

Bully nickte bestätigend.

„Das Ganze ist eigentlich unsere Schuld, Tako. Ich wußte durch den Chef, daß im Bunker Sallon eine geheime Abschußbasis für Virus-Raketen existiert. Leider glaubte ich, diese Tatsache außer acht lassen zu können, denn primitive Menschen können das Kombinationsschloß nicht öffnen - außer mit Gewalt, und das ist wahrscheinlich geschehen. Jemand hat einen planetaren Selbstmordversuch unternommen, weil er seine Rasse nicht in der Sklaverei sehen konnte. Merken Sie etwas?“

„Thervanog...?“

„Ich fürchte, ja.“

„Aber dann sind die Isaner zum Tode verurteilt!“

„Gott sei Dank nicht!“ Bully lächelte verlegen und erleichtert zugleich. „Im Grunde genommen hat sie Rhodan zum zweiten Male gerettet. Er kannte die Virus-Kombination der Raketen und hat dafür gesorgt, daß unsere Bordklinik einen ausreichenden Serum-Vorrat mitführt. Damit läßt sich die Seuche in wenigen Tagen niederschlagen.“

Er ging auf das Schott der Zentrale zu.

„Kommen Sie, Tako! Wir wollen sehen, wie wir die Hilfe organisieren können, damit Thervanogs Verzweiflungstat ohne Folgen bleibt.“

20.

Das Landungsboot stieß wie ein Habicht herab.

Der Düsendonner war kaum verhallt, als sich auf dem Trümmerhügel zwei Gestalten zeigten. Bully gab den Befehl zum Öffnen der Schleuse noch nicht. Er saß nachdenklich vor den Bildschirmen der Rundum-Beobachtung und blickte hinüber nach Hulkinog, wo sich dünne, bläuliche Rauchwolken in den grellen Himmel kräuselten. Vom etwas erhöhten Standpunkt des Bootes aus konnte Bully das Dorf gut einsehen. Die Hütten waren noch so beschädigt, wie er sie von der letzten Landung in Erinnerung hatte. Aber die Dorfleute liefen geschäftig hin und her. Einige brachten geschossenes Wild, andere Brennmaterial zum Unterhalt der zahlreichen offenen Feuer.

Das Bild hatte sich gewandelt - und das nicht ohne Ursache, denn der ehemalige Ring der Moogani-Hecke bestand nicht mehr. An seiner Stelle zog sich ein Streifen zusammengesunkener, bereits faulender Pflanzen hin.

Bully schüttelte sich.

Thervanog hatte sich und seine Rasse vernichten wollen, weil ihm der Gedanke einer ewigen Sklaverei unerträglich schien. Die Isaner waren dank des Serums gerettet worden, ebenso ein großer Teil der jagdbaren Tiere. Ein anderer Teil hatte überhaupt nicht auf die Viren reagiert. Aber etwas anderes war geschehen.

Die Vegetation des Planeten schien am ersten und zweiten Tage restlos absterben zu wollen. Dagegen half natürlich auch das Serum nicht. Aber schon jetzt konnte man erkennen, daß unter dem verwesenden Steppengras zarte grüne Spitzen aus dem Boden schössen und das Leben erneuerten.

Bis auf die Moogani.

Die Mutation hatte jene Pflanzen zu intelligenten Wesen gemacht, die andere Wesen versklaven mußten, um existieren zu können. Als Folge davon war eine weitgehende Spezialisierung der Pflanzenorgane eingetreten; sie war zu überorganisiert, um sich nach dem Ansturm der Ansintan-Viren regenerieren zu können. Nie würde es wieder Moogani geben. Der Zufall hatte zugunsten der humanoiden Isaner entschieden.

Bully schreckte erst aus seinen Gedanken auf, als jemand an das Außenschott hämmerte. Er lächelte.

„Öffnen Sie die Schleuse, Tako!“

Noch bevor Tako diesem Befehl nachgekommen war, stand Bully vor dem Innenschott. Als es sich öffnete, trat er auf die automatisch hinausgleitende Rampe und ließ sich von ihr auf den Steppenboden tragen. Tako und John Marshall sowie Ras Tschubai folgten ihm. Tako ließ die Schleusentür wieder zuschnappen.

Bully stand vor Thervanog und Herkamer.

Beiden Isanern waren die Zeichen der Seuche noch an den Gesichtern abzulesen. Doch die dunklen Flecken unter der Haut gingen bereits zurück.

„Ich grüße euch!“ sagte Bully und hob die Hand.

„Wir danken und grüßen zurück!“ erwiderte Thervanog und spreizte die Finger seiner rechten Hand.

Bully packte den Isaner am Arm.

„Komm! Gehen wir auf den Hügel“, sagte er. Er führte Thervanog auf die Betonblöcke, die den ehemaligen Eingang des Bunkers Sallon markierten. Die anderen folgten. Dort oben setzten sie sich auf die Steine. Bully zündete sich eine Zigarette an, tat einige tiefe Züge und blickte lächelnd auf Thervanog und Herkamer.

„Ich freue mich, daß es euch von Tag zu Tag besser geht.“

Thervanog senkte den Kopf.

„Es ist nicht unser Verdienst, Bully. Wenn ihr nicht mit dem Heilstoff gekommen wärt...“

„Darüber brauchen wir kein Wort mehr zu verlieren, Thervanog. Oft genug haben wir uns in den letzten Tagen darüber unterhalten. Vielleicht ist es ganz gut so, daß das Problem auf diese Weise gelöst wurde. Du als Isaner hattest das Recht, deine Rasse gegen die Aggression einer anderen Rasse zu verteidigen.“ Er schnippte die Asche von seiner Zigarette und wechselte abrupt das Thema. „Wie denkst du, geht es nun weiter?“

Thervanog zuckte mit den Schultern.

„Ich weiß es nicht. Mit der Vernichtung der Moogani sind die Dorfleute zwar wieder Wesen mit eigenem Willen, und sie verfolgen mich nicht mehr. Mich, den letzten ‘Immunen’“ setzte er bitter hinzu. „Es ist schwer, all das Schreckliche zu vergessen.“

„Aber die Dorfleute tragen keine Schuld“, sagte Bully.

„Sie haben kaum noch Erinnerungen an die Sklaverei.“ Thervanog blickte auf, und zum ersten Male seit langer, langer Zeit lächelte er wieder. „Aber sie lernen sehr schnell. Wir waren vor zwei Tagen in Hulkinog und haben ihnen den Gebrauch des Feuers beigebracht. Gestern konnten wir sie dazu überreden, ihre alten Hütten nicht wieder aufzubauen, sondern sich in der nächsten Schlucht Steine zu brechen und daraus Steinhütten anzufertigen nach den Plänen, die du mir gabst. Herkamer wird ihnen dabei helfen.“

„Und du...?“ fragte Bully.

Thervanog hob den Kopf und blickte träumerisch in die Ferne, wo der Dunst über dem Horizont waberte.

„Ich muß zu den anderen Dörfern gehen. Wer soll ihnen helfen, den rechten Weg zu finden, wenn nicht ich? Das bin ich schon Ther und Ivsera schuldig, durch deren Aufzeichnungen ich mich selbst verstehen lernte.

Wenn ich nur wüßte, was aus ihrem Sohn geworden ist!“

Bully kannte die Aufzeichnungen. Er lächelte verschmitzt.

„Wie hieß Thers und Ivseras Sohn gleich?“

„Thervi.“

„Und wie hätte nach den Regeln eurer Rasse Thervis Sohn heißen müssen, falls er einen hatte?“

„Thervan natürlich!“

„Und dessen Sohn?“

„Thervanog. Aber...?“ Thervanog beugte sich weit vor und packte Bully an den Armen.

„Aber... dann wäre ich ja Thers und Ivseras direkter Nachkomme, Bully!“

„Ich wußte es, seit ich die Aufzeichnungen las.“ Bully nickte. „Thervi war das schwache Glied in der Kette deiner Vorfahren, Thervanog. Er war empfänglich für das Gift des Nii-Saftes. Soviel wir heute wissen, konnte Immunität ja niemals etwas anderes als eine seltene Ausnahme sein. Der Nii-Saft enthielt eine Substanz, die man mit dem irdischen Meskalin vergleichen kann, das in dem Saft mexikanischer Kakteen vorkommt. Die Folge davon war ein eigenartiger Rauschzustand, der die Sinne der Opfer für Einflüsse aufnahmefähig machte, denen sie im Normalzustand niemals erlegen wären, ja, die man im Normalzustand niemals wahrnehmen kann. Das erklärt auch, warum Marshall keine Paraimpulse der Moogani auffing, denn er befand sich nicht unter dem wahrnehmungsverbreitenden Einfluß des Giftes.“

„Es ist furchtbar!“ stöhnte Thervanog.

Bully nickte.

„Aber diese schreckliche Erfahrung wird euch Isaner befähigen, die Fehler der Vergangenheit zu meiden, Thervanog. Wir wissen nun, daß ein Atomkrieg die fernsten Nachkommen heimsuchen kann. Ich glaube, kein Isaner wird jemals in Versuchung geraten, die Atomkraft zu mißbrauchen.“

Bully legte Thervanog beide Hände auf die Schultern.

„Du hast bereits den richtigen Entschluß getroffen. Thervanog. Und du auch“, nickte er

Herkamer zu. „Herkamer erfüllte das Erbe Hulkins, der ihn dem Einfluß der Moogani entzog, damit er frei werde und einst Hulkanog befreien könnte. Thervanog aber hat eine größere Aufgabe. Er muß dafür sorgen, daß alle Dörfer der Isaner die wiedergewonnene Freiheit richtig nutzen.

Wir werden dich und Herkamer natürlich unterstützen“, wandte er sich wieder direkt an Thervanog. „Eine Gruppe Wissenschaftler - Soziologen, Psychologen, Kybernetiker und Techniker aller möglichen Bereiche - bleibt vorläufig auf Isan. Sie bekommen die notwendigen Maschinen und Transportmittel, um den Aufbau einer modernen Gesellschaft zu ermöglichen. Ich schlage vor, Thervanog, daß du vorläufig die Zentralverwaltung des Planeten übernimmst. Unsere Soziologen und Psychologen werden dich dann bei der Bildung einer gewählten Planetenregierung beraten.

Bist du damit einverstanden?“

Thervanogs Augen leuchteten.

„Ich bin einverstanden, und ich danke dir, Bully.“

Bully erhob sich.

„Isan wird dir danken, Thervanog, denn du nimmst eine große Verantwortung auf dich. Wir kehren jetzt an Bord unseres Schiffes zurück. Aber morgen kommen wir wieder. Dann stelle ich dir deine Helfer vor.“

Als Bully das Raumboot startete, sah er weit unten in der Steppe zwei winzige Punkte gen Hulkanog ziehen: Thervanog und Herkamer, die ihrer Rasse eine neue Bestimmung geben wollten.

ENDE